ORIENTALISTISCHE LITERATURZEITUNG

Monatsschrift für die Wissenschaft vom ganzen Orient

und seinen Beziehungen zu den angrenzenden Kulturkreisen

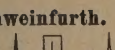
Unter Mitwirkung von Prof. Dr. **G. Bergsträßer,** Dr. **H. Ehelolf** und Prof. Dr. **A. v. Le Coq**

Herausgegeben von

Professor Dr. Walter Wreszinski

INHALT:

Georg Schweinfurth. Von A. Erman 1

Ägyptisch  *d³hj* = syrisch עַהְיָא *sahjā*. — Ägyptisch *ḥdr.t* und kanaanäisch חֲזִיר = „Wildschwein". Von R. Eisler 2

Zum Hexateuchproblem. Von M. Löhr . . . 4

Ein Felspsalm aus altarabischer Heidenzeit. Von H. Grimme 13

Besprechungen: . . . . . 23—80

Arnold, Th. W.: The Caliphate. (R. Hartmann) 58

Bolland, W.: Almanǧa küčük sarf. (F. Giese) . 63

Brévié, J.: Islamisme contre „Naturisme" (G. Kampffmeyer) 59

Connor, J. u. F. Bayer: Dtsch.-Türk. Konversationsbuch. (F. Giese) 63

Costanzi, V.: Erodoto. (W. Aly) 26

Dürr, L.: Ursprung und Ausbau d. israel.-jüd. Heilandserwartung (C. Kuhl) 48

Eisenberg, J.: Vita Prophetarum auctore al Kisai. (J. Horovitz) 53

Elgood, P. G.: Egypt and the Army. (G. Kampffmeyer) 59

Franke, O.: Die Großmächte in Ostasien. (L. Rieß) 77

Galling, K.: Der Altar in den Kulturen des alten Orients. (Val. Müller) 27

Al Ghasali, Das Elixir der Glückseligkeit. Übertr. a. pers. u. arab. Quellen von H. Ritter. (H. H. Schaeder) 53

Griffith, F. Ll.: Oxford Excavations in Nubia. (A. Wiedemann) 35

Grobba, F.: Die Getreidewirtschaft Syriens. (G. Bergsträßer) 64

Hardy, G.: Histoire d'Afrique. (G. Kampffmeyer) 59

Hedin, S.: Ossendowski u. d. Wahrheit. (E. Tiessen) 66

Hobson, R. L.: The Later Ceramic Wares of China. (A. Breuer) 73

Hopfner, Th.: Fontes historiae religionis aegypt. V. (A. Wiedemann) 36

Höver, O.: Kultbauten d. Islam. (G. Kampffmeyer) 57

Keilschrifturk. a. Boghazköi. XII. XIII. (F. Sommer) 40

Al-Kisā'ī: J. Eisenberg, Vita Prophetarum. (J. Horovitz) 53

Kling, H.: Griechische Papyrusurkunden. (W. Schubart) 37

König, E.: Die mess. Weissagungen. (J. Hempel) 42

Kreglinger, R.: La religion d'Israël. (J. Hempel) 42

Luke, H. Ch.: Anatolica. (F. Taeschner) . . . 63

Meißner, B.: Babylonien und Assyrien. II. (O. Schroeder . . . . .)38

Much, H.: Akbar, der Schatten Gottes. (H. Goetz) 55

Nicholsen, R.: Transl. of Eastern Poetry. (H. Goetz) 55

Pridik, A.: Mut-em-wija. (H. Wolf) 34

Räsänen, M.: Die tschuwassischen Lehnwörter im Tscheremissischen. (E. Lewy) 23

— Die tatarischen Lehnwörter im Tscheremissischen. (E. Lewy) 23

Reider, J.: Prolegomena to a Greek-Hebrew Index to Aquila. (M. Pleßner) 51

Ridder, A. de et W. Deonna: L'Art en Grèce. (Val. Müller) 26

Ritter, H.: Al Ghasali, Das Elixir der Glückseligkeit. (H. H. Schaeder) 53

Fortsetzung des Inhaltsverzeichnisses auf der nächsten Seite.

Preis halbjährlich Rm. 21 —; für Mitglieder der DMG Rm. 17.50. Alle die Schriftleitung angehenden Zuschriften allgemeinen Inhalts sind an den Herausgeber, alle auf die wissenschaftlichen Sondergebiete bezüglichen Zuschriften, ebenso Manuskripte, an das betreffende Mitglied der Schriftleitung zu richten.

Es ist zuständig:

für **Semitistik** und **Turkologie** Prof. Dr. G. **Bergsträßer,** Heidelberg, Erwin-Rohdestr. 10,
für **Keilschriftforschung** Dr. H. **Ehelolf,** Berlin C 2, Am Lustgarten. Neben der Nationalgalerie,
für den **mittl. u. fernen Osten** Prof. Dr. A. v. **Le Coq,** Direkt. b. d. Staats-Museen, Berlin SW 11, Königgrätzer Str. 120,
für **Allgemeines, Aegyptologie, Mittelmeerkulturen, Afrikanistik** Prof. Dr. W. **Wreszinski.** (Zuschriften an den Verlag erb.; s. Notiz am Kopf der Nr. 1925, 9/10). — Rezensionsexemplare nach Leipzig. Jährlich 12 Nummern.

29. Jahrgang Nr. 1 — Januar 1926

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung in Leipzig
Blumengasse 2.

INHALT:

(Fortsetzung)

Ronaldshay, Earl of: Lands of the Thunderbolt. (A. H. Francke) 73
Saunders, K.: Lotuses of the Mahāyāna. (O. Stein) 72
Schäfer, H.: Grundlagen der ägypt. Rundbildnerei. (H. Wolff) 31
Tessitori, L.: Bardic and Historical Survey of Rajputana. (J. C. Tavadia) 68
Volz, P.: Das Dämonische in Jahwe. (J. Hempel) 42
Wichmann, Y.: Tscheremissische Texte. (E. Lewy) 23
Wiener, H.: Early Hebrew History. (M. Löhr) 42
Zeitschriftenschau: Islamica — Kirke og kultur — Literis — Münchner Jahrbuch für bildende Kunst — Museum — Nachrichten von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen — The Nation and the Athenaeum — Neue Allgemeine Missionszeitschrift — Neue Kirchliche Zeitschrift — Ostasiatische Zeitschrift — Philologische Wochenschrift — Preußische Jahrbücher — Revue Archéologique — Sitzungsberichte der Preußischen Akademie der Wissenschaften — Wiener Zeitschr. für die Kunde des Morgenlandes — Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft . . . 81—87
Zur Besprechung eingelaufen . . . . . 87—88

Soeben beginnt zu erscheinen

Wörterbuch der ägyptischen Sprache

Im Auftrage der deutschen Akademien

herausgegeben von

ADOLF ERMAN und **HERMANN GRAPOW**

Dies Werk, das vor 28 Jahren von den deutschen Akademien ins Leben gerufen wurde, ist jetzt durch die gemeinsame Arbeit zahlreicher Fachgelehrter, nicht nur Europas, vollendet. Es umfaßt den gesamten Wortschatz der ägyptischen Sprache, einen Wortschatz, von dessen Reichtum die bisherigen Wörterbücher keinen Begriff geben konnten. Es gibt ihn kritisch gesichtet und es hält zum ersten Male die Wörter, Bedeutungen und Schreibungen der verschiedenen Zeiten auseinander, und das ist ja bei einem ägyptischen Wörterbuche um so nötiger, als dieses nicht weniger als drei Jahrtausende der Sprache zu behandeln hat.

Das Wörterbuch ist wie das vergriffene „Ägypt. Handwörterbuch" angelegt: jede Seite zerfällt in drei Spalten, die linke gibt das hieroglyphische Wort und seine Lesung an, die mittlere seine Bedeutung und Konstruktion, die rechte seine verschiedenen Schreibungen.

Das ganze Werk zerlegt sich in drei Teile. Der Hauptband enthält in Autographie das eigentliche Wörterbuch und der Nebenband in Typendruck hergestellt, die „Belegstellen", d. h. die nötigen Zitate und das deutsche Wörterverzeichnis.

Der Hauptband wird insgesamt etwa 1500—2000 Seiten umfassen und in Lieferungen von je etwa 250 Seiten ausgegeben werden, deren letzte etwa Januar 1927 vorliegen soll. Jeder Lieferung des Hauptbandes werden möglichst die dazugehörenden Bogen des Nebenbandes beiliegen.

Preis einer Lieferung etwa M. 17.50.

Abnahme der ersten Lieferung verpflichtet zur Abnahme sämtlicher Lieferungen. Probeheft steht zur Verfügung.

Diesen beiden Teilen wird sich später als dritter in zwangloser Folge eine Reihe von autographierten Ergänzungsbänden anschließen, die den Text der wesentlichen Belegstellen und weitere Einzelheiten aus dem Material bringen. Näheres kann erst später bekannt gegeben werden.

VERLAG DER J. C. HINRICHS'schen BUCHHANDLUNG
LEIPZIG

XXIX 1 **OLZ** Januar 1926

Georg Schweinfurth.

Von Adolf Erman.

In Georg Schweinfurth hat das alte Ägypten einen Freund verloren, der zwar kein Ägyptologe von Fach war, der aber doch mehr für seine Erforschung getan hat, als mancher der Hieroglyphen zu lesen versteht.

Schon seine erste große Reise, die ihn „in das Herz von Afrika“ führte, hat befruchtend auf unsere Wissenschaft gewirkt, denn wie hätten wir uns je eine lebendige Vorstellung von dem Ägypten der Urzeit machen können, hätte uns Schweinfurth nicht in das Reich des Königs Munsa und seiner Mangbattu geführt?

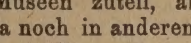
Und als er dann später Jahr für Jahr in Ägypten weilte, da erschien ihm dieses nicht in dem Lichte, in dem die Ägyptologen und die Touristen es zu sehen gewohnt waren, sondern er schaute Land und Leute, Ruinen und Altertümer mit dem scharfen Blicke des Naturforschers.

Ich habe das Glück gehabt, ihn damals vor vierzig Jahren auf kleinen Streifzügen in Ägypten zu begleiten, und ich denke noch mit Freude an die Erziehung, die er mir dabei angedeihen ließ. — Wer sich mit dem Altertume eines Volkes beschäftigte, von dem verlangte er, daß er nicht nur auf Inschriften und Denkmäler achte, sondern auf alles und jedes, bis hin zu den Kehrichthaufen der antiken Ortschaften, die uns ja über die Nahrung ihrer Bewohner unterrichten können. Und wer in Ägypten Altertümer sammelte, der sollte stets vorbereitet sein, um auch das gebrechlichste Stück auf der Stelle zu bewahren, geradeso wie ein Botaniker oder Zoologe seine Beute zu sichern weiß. Es waren das ja Forderungen, die sich eigentlich von selbst verstanden, und wir haben uns denn auch seither bemüht, ihnen nachzukommen — wenigstens im Prinzip, denn im Drange der Geschäfte, die eine große Ausgrabung mit sich bringt, kann natürlich nicht auf alles mit gleicher Hingebung geachtet werden. Er selbst aber hat stets nach diesen Grundsätzen beobachtet und gesammelt und hat dabei glänzende Ergebnisse erzielt; ich erinnere nur an die Konservierung der alten Kränze und Pflanzen und an die Sammlung der sogenannten Eolithen.

Nicht minder fruchtbar wurde es für die Ägyptologie, daß er dann auch seine geographische Forschung immer wieder Ägypten zuwendete, das ja damals, wenn man von dem Fruchtlande absah, eigentlich ebenso eine terra incognita war, wie das dunkelste Afrika. Hier hat er vor allem die Wüstengebirge zwischen dem Nile und dem roten Meere durchzogen und hat auch hier alles mit gleicher Liebe und gleicher Schärfe beobachtet, die römischen Steinbrüche, die bösen Bischarin und die Klöster des Antonius und des Paulus. Und alles, was er gesehen hat, das hat er mit der großen Kunst der Darstellung, die ihm zu eigen war, auch dargestellt, treu und genau und doch so lebendig, daß der Leser glauben möchte, es selbst gesehen zu haben.

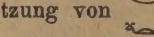
Was Schweinfurth auf seinen Reisen sammelte an Altertümern und Pflanzen, wurde den Museen zuteil, aber seine Ausbeute bestand ja noch in anderen oft noch wichtigeren Dingen, in zahllosen Notizen und in vortrefflichen Zeichnungen. Diesen Schatz behielt er in Händen, aber nur um auf das freigebigste daraus anderen mitzuteilen. Wer auch immer eine wissenschaftliche Frage an ihn richtete, dem gab er alles, was er in seinen Papieren hatte, und das war oft viel mehr als, man erhoffen durfte. Es war ihm eine Freude zu geben und zu helfen, und so als ein rechter Gelehrter, der bei seiner rastlosen Arbeit nur an die Wissenschaft denkt und nicht an sich selbst, wird er auch in der Ägyptologie fortleben. Möchte auch der scharfe frische Geist und die klare gesunde Vernunft, die ihm eigneten, in unserer Wissenschaft lebendig bleiben.

---

1. Ägyptisch  *dʒhj* = syrisch צְהֵיָא *sehija*.

2. Ägyptisch *ḫ̱r·t* und kananäisch חֲזִיר = „Wildschwein“.

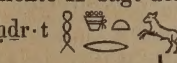
Von Robert Eisler.

1. In der neuerdings wieder auflebenden Erörterung über die Gleichsetzung von  *Kft.t* mit Φοινίκη[1] im Kanoposdekret wird immer

1) Eine zusammenfassende Behandlung dieser und verwandter Fragen prähellenischer Ethnologie der Mittelmeerküste vom Verf. dieser Zeilen im 3. Heft der von A. Dirr herausgegebenen Zeitschrift „Caucasica“ ist im Druck.

wieder der Landschaftsname „Zahi“ gegen diese Gleichung ausgespielt. So heißt es noch in der von Georg Karo besorgten Neuauflage von Diederich Fimmen, Die kretisch-myken. Kultur, Leipzig 1924 S. 1814 unter Berufung auf H. R. Hall, the Oldest Civilization of Greece, London 1901, p. 162, der Name von Phönikien sei zur Zeit der 18. Dynastie „sicher *Zahi*“ gewesen. W. Dörpfeld, Homer's Odyssee, München 1925, S. 315 bestreitet das zwar, meint aber „*Zahi* kann das Libanongebiet oder irgend ein Teil der Küste von Palästina sein“. Nun hat K. Sethe in der Festschrift für F. C. Andreas S. 1113,3 und in der F. Hommel-Festschrift MVAG XXI 1916 überzeugend nachgewiesen, daß Dʒhj nicht Phönikien sein kann, sondern nur Palästina. Die bisher nicht erkannte Aussprache und Bedeutung dieses syrischen Namens zeigt, daß gerade das Libanongebiet und die von den Niederschlägen der Westwinde besser bewässerten Küstenlandschaften damit nicht gemeint sein können. Von aramäisch *ṣ^ehij* צְהִי „dürsten“ ist צְהָיָא *ṣ^ehija* „trockenes, dürres“ wörtlich „durstiges, lechzendes Land“[1] gebildet. Neben *ṣ^ehij* steht in der gleichen Bedeutung ṣ^eḥij, ṣ^eḥā und ṣ^eḥaḥ, sämtlich offensichtlich onomatopoetische Worte[2], die genau wie deutsch „lechzen“ mit dem Anlaut das Ankleben der Zunge am Gaumen, mit den mehr oder minder starken Hauchlauten den fliegenden Atem des Verdurstenden nachbilden wollen. Neben arabisch *ḍahija* „nil produxit terra“, ضَهْيَاءُ „mulier menstrua non patiens et mammis carens“ steht *eḍ-ḍâḥi* (mit ḥ), die Sandwüste (*nefûd*)[3].

Als Bezeichnung einer Gegend des Landes „wo Milch und Honig fließt“, kann sich also *ṣ^ehij, ṣ^ehij, ṣ^ehija* „Dürre“, „Durstland“ nur auf die Wüste Juda und das wasserlose niedrige Hügelland hinter dem Küstenstrich[1] beziehen.

2. In der Erläuterung zum Lichtdruck Taf. 108 von Wreszinskis Atlas zur altägyptischen Kulturgeschichte II sagt der Verfasser (Anm. 2) „das Wort ḥḏr·t  , sonst als ‚Hyäne‘ oder ‚Springmaus‘ übersetzt, muß hier wohl einen andern Sinn haben; nach dem Determinativ denkt man an Kleinvieh, was auch einen guten Sinn ergäbe“. Das Wort kann wohl nur die ägyptische Umschrift eines Femininums von kananäisch חֲזִיר „Wildschwein“, „Eber“, aramäisch *ḥazira*, assyrisch *ḫumziru*, bzw. *ḫabaziru* sein. „Wir sind wie Herden von Wildsäuen, die der grimmblickende Löwe zerfleischt“, gibt im Mund der besiegten Verteidiger von Dapur einen vollkommen befriedigenden Sinn und auch lautlich ist die Umschrift ganz regelrecht.

Zum Hexateuchproblem.

Von Max Löhr.

Man hat sich gewöhnt, das hexateuchische Schrifttum im wesentlichen in vier verschiedene Quellenschriften aufzuteilen, und als die wichtigste Handleite bei dieser Quellenscheidung dient der Unterschied im Gebrauch der Gottesnamen. Dazu kommt als zweites, bald mehr, bald weniger hoch bewertetes Kriterium der Sprachgebrauch. Von den als Jahwist (J) und Elohist (E) erkannten Quellen pflegt man dann meist auf Grund einiger inhaltlicher Anzeichen die erstere dem Süd- und die letztere dem Nordreich zuzuweisen.

Daß die Gottesbezeichnung Jahwe bzw. Elohim keine unbedingt zuverlässige Handleite ist, dürfte nach den Arbeiten von Klostermann, Eerdmans, Dahse wenigstens von einigen zugegeben werden[2]; der „Sprachgebrauch“ galt ja wohl von jeher den meisten als sekundäres Argument.

1) Belege im Levyschen Targumwörterbuch.

2) Über die eine Zeitlang unterschätzte Wichtigkeit der Lautmalerei für die Sprachentwicklung vgl. neuerdings P. Kretzschmer, Glotta, 1924, S. 132 und die lehrreichen Beispiele auf S. 137.

3) Vgl. Rich. F. Burton, The Gold-Mines of Midian, London, 1878 p. 355: „the Ḍahi, the true desert“, dazu in d. Anm.: „Ḍahi“ says Ayrton, „is applied to the desert . . . κατ' ἐξοχήν. Doughty, Arabia Deserta, Cambridge 1888 vol. II p. 570, in dem von de Goeje durchgesehenen Index and Glossary p. 570 und 675 „*eḍ-Ḍahi*, the Beduins say *eth-Thahi*: wide waterless land, the *nefûd* between Teyma, Jauf and Hayil“. Dazu nach frdl. Mitt. v. J. J. Hess: *eḍ-ḍahi* (viel darüber in Lane's Dictionary) heißt bei den Ḥadar von *el-Quasîm* im Neǧd das *nefûd*, d. h. die Sandwüste. Huber, Journ. d'un voyage en Arabie, Paris 1891 p. 583: „ *el Ḍahy* .. toujours en usage pour désigner le *nefoud*“. Philby, The Heart of Arabia II 44 „a narrow strip of high Nafud called Arq Dhahi“. J. J. Hess verweist mich zu ägyptisch *ḏh*, ḏḥj auf صهوة, صاة (pars terrae altior, duriorque, collis infra montem) صاة.

1) „There is no water in the low hilly country behind the coast region“ A. Socin, Art. Palestine § 13 „Water“ Encycl. Bibl. 3539. Fürs Altertum vgl. Strabo XVI, 2 § 36 (aus Poseidonios) über den kümmerlichen wasserlosen und steinigen Charakter dieser Gegend.

2) Wie die Verschiedenheit im Gebrauch von Jahwe und Elohim zu erklären ist, — ob aus Rücksicht auf den Gottesdienst, wie vielleicht im Psalter, oder sonstwie, das vermag ich nicht zu sagen. Nur scheint es mir nach der schwankenden Überlieferung in MT und LXX sowie nach dem Gebrauch im sog. E und in einzelnen Kapiteln wie Ex. 18 bedenklich, gerade auf diese Verschiedenheit die Existenz einer J- und E-quelle zu gründen. Hinweisen möchte ich jedenfalls noch auf den Aufsatz von Houtheim, d. Gottesnamen in der Genesis, Ztschr. f. kath. Theol. 1910, 625ff.

Mir ist an dieser Vierquellenhypothese nicht allein und nicht so sehr die Feststellung der Quellenschriften auf Grund der genannten Hilfsmittel problematisch, als vielmehr der ganze, durch diese Hypothese bedingte literarische Kristallisationsprozeß, dessen Resultat das heute vorliegende hexateuchische Schrifttum sein soll. Man vergegenwärtige sich das Verhältnis von J und E. Wie spärlich die „Elohimquelle“ erhalten ist, wird ja fast allgemein zugegeben. Ein Blick in Eißfeldts Synopse ist in dieser Hinsicht sehr lehrreich, wobei noch zu bedenken ist, daß manches Stück, welches Eißfeldt unter E bucht, seiner Herkunft nach recht zweifelhaft ist. Nicht wenige Stücke, die früher für elohistisch galten, wie z. B. Ex 18. Jos 5, 2—9, sind jetzt in Kautzsch[4] in die Quellenschrift J hinübergenommen oder tragen das Zeichen JE. Zum Josuabuche bemerkt Sellin[3] S. 67: „alle tiefer eindringende Quellenanalyse hat bis jetzt nicht zu allgemein anerkannten Resultaten geführt.“ Und die als „gesichert“ geltenden geringen Stoffe sollen das Recht geben, von einer „Elohimquelle“ zu reden? — Nun ist ja wohl, so wie die Dinge liegen, ein gesichertes Resultat in der Frage nach Zusammensetzung und Entstehung des Hexateuchs keinesfalls zu erreichen; wir werden immer zu Hypothesen unsre Zuflucht nehmen müssen; nur scheint mir der teilweis mit bewußter Einseitigkeit begangene Weg rein literarkritischer Untersuchung, unter anderem auch wegen dieser Einseitigkeit nicht der geeignete zu sein.

Es wird heute wohl fast allgemein zugestanden, daß wir in „Israel“ oder in dem „Volk Israel“ zwei verschiedene Gruppen unterscheiden müssen, die ich mit ganz allgemeinem, möglichst wenig anfechtbarem Namen als Süd- und Nord-Israel bezeichnen möchte[1]. Wie ablehnend sich diese beiden in historischer Zeit gegenübergestanden haben, ist glücklicherweise schwarz auf weiß beweisbar. Ihre gegenseitige Abneigung ist aber doch nicht von ungefähr, sondern hat ihre Wurzeln, die allerdings nicht so deutlich zu Tage liegen. Süd-Israel, repräsentiert in historischer Zeit durch den Leastamm Juda, hat seinen Ausgangspunkt in Qadesch, wo Moses und die Leviten den Kult Jahwes pflegen. Das leere Zelt[2] ist sein Heiligtum, und die bildlose Verehrung der Gottheit ist für diesen „mosaischen“ Jahwekult charakteristisch.

Nord-Israel — das eigentliche Israel oder Haus Joseph oder Ephraim — aus Ägypten befreit, zieht durch das Ostjordanland von Süden herauf. Sein Heiligtum ist die Lade des Jahwe Zebaot. Es scheint nach Ex 32 einer bildlichen Darstellung der Gottheit nicht ablehnend gegenübergestanden zu haben.

Diese beiden Gruppen haben nicht nur eine grundverschiedene religiöse Tendenz — der nordisraelitische Kult des Kriegsgottes Jahwe mit dem sinnenfälligen Heiligtum der Lade involviert eine gewaltige Stoßkraft (Josua, Debora). In Süd-Israel fehlt eine sinnenfällige Repräsentierung der Gottheit, wie es die Lade ist. Das Zelt ist leer. Charakteristisch ist der Kleinmut der Menge in der Kundschaftergeschichte. Hier ist die Religiosität wesentlich depressiv —, auch ihre wirtschaftliche Lage ist verschieden, vor allem aber sind es ihre Schicksale in vorhistorischer Zeit. Demgemäß hat auch jede Gruppe ihre eigene, verschieden geartete Überlieferung. Das Deboralied läßt noch deutlich das gänzliche Fehlen eines Zusammenhangs zwischen Nord und Süd erkennen. Unter David und Salomo ist zwar ein politischer Zusammenschluß vorhanden, neben dem es jedoch an dezentralisierenden Tendenzen bekanntlich nicht fehlt. Bei Salomos Tode ist der Gegensatz in voller Schärfe wieder da. Ist es unter diesen Verhältnissen sehr wahrscheinlich, daß jemand in Juda das „jahwistische Quellenwerk“ nicht nur mit seiner Verschmelzung der süd- und nord-israelitischen Tradition, sondern auch mit seiner unverhohlenen Sympathie für die nordisraelitischen Stoffe „in der zweiten Hälfte der Regierung Davids und der ersten Salomos ausgearbeitet“ habe? — Es scheint mir das, zumal angesichts der Nichteinheitlichkeit des sog. Jahwisten, die sich nach verschiedenen Richtungen zu erkennen gibt, eine durchaus nicht leicht vollziehbare Vorstellung: J eine „Schöpfung der Davidisch-salomonischen Ära“. J sowohl wie E geben ja nicht die süd- und nordisraelitische Überlieferung — „E, das nordisraelitische Sagenbuch“ —, sondern Elemente der beiden Traditionen in einer panisraelitischen Verarbeitung[1]. Noch schwieriger wird die Sache, wenn man die Vereinigung von J und E ins Auge faßt. Steuernagel a. a. O. sagt S. 266: „Die Stellung des Rje zu seinen Quellen ist eine wechselnde“. In solcher Allgemeinheit ist dieses Urteil unanfechtbar. Sieht man sich diesen Wechsel nun aber etwas genauer an, so ist er doch bei den einzelnen Büchern des Hexateuchs so stark, daß mir wenigstens Zweifel kommen, ob das immer derselbe R ist oder aber — und das dürfte näher liegen —, ob dieser R wirkliche

1) Ich verweise auf Wreszinski, Israel in Ägypten, Deutsche Rundschau Juni 1924, S. 251ff. Jirku, Wanderungen der Hebräer usw., d. alte Orient 24, 2. 1924. Albright, excavations and results at tell el fûl, annual of the american schools of oriental research IV, 1922/23. Meine Stellungnahme im Einzelnen zu diesen Arbeiten hier darzulegen, ist natürlich untunlich. Auch im Folgenden kann ich nicht alles im Detail erörtern.

2) Dieses Zelt wird nirgends „als Behausung für die heilige Lade charakterisiert“, wie Steuernagel sich ausdrückt, Einleitung S. 213.

1) Vgl. noch Hartmann, Zelt und Lade, ZATW 1917/18 (37) S. 240.

„Quellenschriften" zur Verfügung hatte und nicht vielmehr mit mannigfachem, ihm zufällig überkommenen Traditionsmaterial arbeitete.

Um es schon gleich hier zu sagen, diese panisraelitische Betrachtungsweise bezüglich der Vergangenheit ist nicht vorexilisch, wenigstens nicht altvorexilisch, sondern tritt uns in schriftlicher Formulierung erstmalig im Exil entgegen, als man die Jahwegemeinde, „das ganze Haus Israel", Ez 37, 11, vgl. auch V. 22, wieder aufzubauen sich bemüht. Die verwandten Gedanken bei Jeremias c. 30 f. sprechen von einer religiösen Erneuerung Ephraims, während der Gedanke Ezechiels rein politisch ist. Dieser ezechielische panisraelitische Gedanke findet seine nachexilische Ausprägung in der Hoffnung auf Heimholung der Diaspora, wie sie Am 9, 11 f. Hos 2, 3. 3, 5. Jes 11, 13 u. ö. zum Ausdruck kommt[1].

Um sich im hexateuchischen „Labyrinth" zurechtzufinden, erscheint es mir von wesentlicher Bedeutung, soweit möglich die süd- und nordisraelitische Tradition aufzuspüren und diese beiden Traditionskomplexe, gesondert, zusammenzustellen[2]. Dadurch wird Abraham von Jakob-Israel, Moses von Aaron und auch von Josua getrennt[3]. Diese Auseinanderlegung lehrt alsdann nicht nur das Material, aus dem die Zusammenarbeitung gemacht ist, nach Umfang und literarisch-theologischem Charakter kennen; wir werden gleichzeitig auch einen Einblick gewinnen in die Prinzipien, nach denen die Zusammenarbeitung gemacht ist. Dabei wird sich, wie ich glaube behaupten zu dürfen, ein starkes Überwiegen des südpalästinischen Materiales und des südpalästinischen Interesses an der Gesamtüberlieferung kundtun. Und das wieder wird einen Fingerzeig geben für die Endredaktion.

Ich bestreite nicht, daß sich in den Resultaten, welche mit dieser Methode erzielt werden, Übereinstimmungen finden mögen mit den Ergebnissen der Wellhausenschen Theorie; wenn z. B. die Erwähnung Aarons in J bestritten wird, so trifft das völlig zusammen mit meiner Vermutung, vgl. weiter unten, daß Aaron in die nordisraelitische Tradition gehöre; andrerseits können Stücke, in denen es sich um das Zelt handelt, wie Ex 33 oder Num 12, schwerlich dem E zugeschrieben werden.

Um hier, ohne Vollzähligkeit natürlich, einige literarische Materialien zu nennen, wie sie der Endredaktion zur Verfügung gestanden haben, so hat das süd-israelitische kultische Gut, wie es z. B. Lev 1—8, 16. Dt. 12 ff. vorliegt, einen großen Umfang gehabt. Ferner sind zu erwähnen priesterlich-theologische Stoffe, wie vor allem der von der Sintflut, vom Paradies, die Beschreibung der Lade mit den Keruben Ex 25; dann ein Kranz von Erzählungen über Abraham, in den das verschiedenartigste Traditionsmaterial verwebt ist; über Jakob-Laban, über Joseph in Ägypten, über Josuas Kriegstaten u. a. m. Auch Namenverzeichnisse mannigfachen Inhalts dürften hierzu gerechnet werden, wie Gen 10 und 25; Angaben über die Grenzen der Stämme. Endlich alte Thorot, die jetzt in Überarbeitungen vorliegen, wie in Gen 17, Ex 12, Lev 16. Unter dem Genannten findet sich teilweis uraltes Material, wie z. B. in Lev 16, 2—10 und in Dt 12 ff.[1]. Dadurch daß man diese Stücke aus den Fesseln ihrer literarkritischen Kategorien befreit, bekommen sie wieder wenigstens teilweis den Charakter historischer Dokumente, in jedem Falle werden sie wieder lebendig.

Das AT. gibt selbst drei Gelegenheiten an, bei welchen man das pentateuchische Schrifttum entstehen sieht. Die erste bezieht sich auf die sog. „Vorgänge am Sinai" Ex 19—24. Ich muß hier eingestehen, daß ich mich vorläufig wenigstens über diesen ganzen Abschnitt nicht auskenne; nur das Eine ist mir klar, und das dürfte auch von jedem, der unbefangen die Verhandlungen über diese Kapitel nachgeprüft hat, zugegeben werden, daß die J—E-Theorie hier rettungslos in die Brüche geht. Sollte nicht doch ein historischer Kern in der Überlieferung von dem Zweitafelgesetz vorhanden sein? — und dieses Dokument die Grundlage für eine Koalition nordisraelitischer Gemeinschaften gebildet haben? — Dazu würde sehr gut die Nachricht passen, daß Josua das Gesetz veröffentlicht und das Volk d. h. Nord-Israel bei Sichem darauf verpflichtet, vgl. Jos 8, 30 ff., 24, 25 ff. (Dt 26, 16 ff. 27, 1 ff.), Stellen, die uns allerdings auch wieder in einer kaum mehr zu entwirrenden Verarbeitung vorliegen[2].

Die andere Gelegenheit, bei der wir einem bestimmten Teil unsers Schrifttums begegnen, ist m. E. die in Reg β 22 berichtete Auffindung des „Buches der Lehre". Dasselbe ist uns in Dt 12 ff. so erhalten, daß man jedesfalls den Versuch machen kann, es herauszuschälen. Dieses „Buch der Lehre", ausschließlich südisraelitisch, ist ein Gesetz, welches das kultische und soziale Leben der Jahwegemeinde der Südstämme nach ihrem Seßhaftwerden zu normieren beabsichtigt. Sein Inhalt ist teilweis uralt und darf m. E. größtenteils bis an die Schwelle der Jahwereligion zurückdatiert werden.

Die dritte und letzte Gelegenheit ist die Sammlung und Verarbeitung eines umfangreichen vorexilischen Materiales durch Esra und seine Helfer zur „Thora des Moses" oder „Thora Elohims" zum Zwecke des Wiederauf-

1) Zu Jer 23,6 vgl. 33, 16.

2) Es ist doch wohl das Natürlichere, daß nordisraelitische Stoffe auch in nordisraelitischer Verarbeitung, südisraelitische in entsprechender, vorliegen. Über Ex 32 siehe unten.

3) Über Josua und Aaron siehe weiter unten.

1) Vgl. hierzu meine Untersuchungen z. Hexateuchproblem II u. III.

2) Vgl. auch Steuernagels Urteil im Komm.[2] zu Dt.

baues der Gemeinde[1]. Hierbei spielt die Neueinrichtung des Kultus auf dem Zion eine große Rolle, sie erfolgt unter Benutzung der vorexilischen kultischen Praxis. Einen besonderen Raum beansprucht die Neuorganisation des Kultuspersonals: Aaron erscheint jetzt als der Ahnherr der jerusalemischen Priesterschaft. Die im „Buch der Lehre" zusammengefaßten Gesetze werden dem Ganzen, mit einer Einfassung versehen, angehängt. Von dieser Thora geschieden wird der vorwiegend nordisraelitische Traditionsstoff über Einnahme und Aufteilung des Landes. In judaistischer Bearbeitung wird er in einem besonderen Buche zusammengefaßt und folgt der eigentlichen Thora nach. Josua aber, der Held des Eroberungswerkes, wird zum Diener und Nachfolger des Moses gestempelt.

An der Überlieferung über Josua und Aaron läßt sich m. E. noch mit einiger Deutlichkeit die späte, exilische Bearbeitung erkennen. Die atliche Tradition über Josua[2] zeigt diesen größtenteils in selbständiger, kriegerischer und auch friedlicher Tätigkeit in dem nach ihm genannten Buche. Josua ist darnach ein ephraimitischer Kriegsheld, an dessen Historizität man so wenig zweifeln braucht wie an der von Helden anderer Stämme: Gideon, Ehud usw. Natürlich sind die Erzählungen über seine kriegerischen Erfolge nicht Historie im strengen Sinne des Wortes, sie bergen aber unter legendärer Verbrämung einen historischen Kern. Diese Stoffe wie ihre literarische Einkleidung ist einwandfrei nordisraelitisch. Diesen ephraimitischen Stammeshelden Josua hat man in der Endredaktion beim Rückblick auf den Geschichtslauf der Vergangenheit mit Moses nicht nur zeitlich, sondern auch sachlich eng zu verknüpfen gesucht. Im Blick auf zahlreiche Analoga — David-Saul Sam. α 16, 21. Jonathan und sein (anonymer) Waffenträger Sam α 14, 1. Elias-Elisäus Reg α 19, 21. Elisaeus-Gehasi Reg β 5, 20. Jeremias-Baruch Jer 32. 36 u. ö. — wurde Josua der Diener des Moses, vgl. Ex 24, 13. 33, 11. Num 21, 28. Jos 1, 1. Eine Vergleichung von MT mit LXX zu Ex 24, 13 und 15 zeigt deutlich, daß die Worte „und Josua, sein Diener" eingeschoben sind. Derselbe Verdacht erhebt sich aber auch bei Ex 33, 11 und Num 11, 28, wo des Josua in der übrigen Erzählung nicht mit einer Silbe gedacht wird[3]. Auch in Ex 32, 17, wo Josua allerdings nicht ausdrücklich als Diener bezeichnet wird, scheint er eingeschaltet zu sein. Nicht allein, daß man nicht erfährt, wo er während der 40 Tage, als Moses auf dem Berge weilt, geblieben ist[1], die vv. 17 und 18 lassen sich aus dem Kontext ohne jede Störung entfernen. — Neben diesen Stellen, welche Josua als Diener des Moses ausgeben, steht eine Reihe andrer, in denen er als zweiter Moses erscheint. In Jos 5, 2—9 scheint eine Parallele zu Ex 4, 24—26 vorzuliegen[2], wie, etwas deutlicher erkennbar, in Jos 5, 13—15 eine solche zu Ex 3, 1—5. Josua promulgiert Jos 8, 30—35[3], vgl. Dt 27 das Gesetz zu Sichem, wie Moses am Sinai. Alle drei Stellen vindizieren dem Josua eine dem Moses gleichkommende Bedeutung, vgl. hierzu noch Jos 3, 7. 4, 14. — Sind oben genannte Stellen fraglos nordisraelitisch, so sind ebenso zweifellos die „Diener"-Stellen judäisch. Sie sollen offenbar den Ruhm Josuas auf das rechte Maß einschränken. Ist vielleicht gar die Fortsetzung zu Jos 5, 15 absichtlich unterdrückt? — Die Verschiedenheit in der Überlieferung über Josua und ihre unterschiedliche literarische Qualität — dort Einfügung, hier originale Erzählungsstücke — legt m. E. die Vermutung nahe, daß diese Einschränkung erst gemacht ist, als man das Ganze, es rückblickend betrachtend, zur Darstellung brachte, d. h. in den Tagen des Esra. Der Vollständigkeit wegen sind hier noch drei Stellen zu erwähnen, die wohl ebenfalls der Endredaktion zugehören, weil sie ganz zu deren Systematik passen: Ex 17, 8—16. Num 13 und 14. Num 27, 18 ff. (vgl. Dt 31, 7 f. 34, 9). In Ex 17 erhält Josua, der Kriegsmann, von Moses den Auftrag, die Amalegiter zu bekämpfen. Sein Kampf steht in Widerstreit mit dem durch ein Wunder herbeigeführten Sieg. Die vv. 9. 10. 13 und 14 die Worte: „schärfe es Josua ein" sind eingefügt. In die Kundschaftergeschichte ist Josua mit der Gesamtbearbeitung eingetragen, um zu erklären, warum er im Unterschiede zu Moses den Boden des Westjordanlandes betreten hat; übrigens handelt er in dieser Geschichte wieder im Auftrage des Moses. Endlich wird in Num 27 Josua feierlich durch Handauflegung seitens des Moses zu dessen Nachfolger bestellt in Gegenwart des Priesters Eleasar.

Deutlicher aber noch als bei Josua scheint die Überlieferung über Aaron in ihrer vorliegenden Gestalt sich aus einer Endredaktion

1) Vgl. meine Untersuchungen z. Hexateuchproblem I S. 29 ff.

2) Ich benutze hier eine noch unveröffentlichte, teilweis aus meinem Seminar hervorgegangene Arbeit von Lic. Dr. Eva Gillischewski.

3) Eine weitere eingehende Begründung muß hier unterbleiben.

1) Nach Baentsch, Komm. z. St. hat man allerdings kein Recht, darnach zu fragen.

2) Leider ist Ex 4 ebenso dunkel und abrupt, wie Jos 5 fragmentarisch.

3) Über diese Stelle siehe oben.

zu erklären. Zweifel daran, daß Aaron der leibliche Bruder des Moses gewesen, sind schon des öfteren laut geworden, vgl. z. B. Kittel, GJV[5 u. 6] I 330. Daß er als Priester galt und das Priestergeschlecht der Eliden sich auf ihn zurückführte, geht wohl aus Sam α 2, 22 f. hervor, so auch Eerdmans IV 47. David übernahm mit der Lade ihren aaronidischen Priester, den Eliden Ebjathar, der von Salomo seines Amtes entsetzt wurde. Sein Ersatzmann Zadok wird stets ohne Namen des Vaters genannt, ein homo novus; ob überhaupt ein levitischer Priester? — Er hatte gewiß den Wunsch nach einem berühmten Ahnherrn. Nun müssen die südisraelitischen Priester, die Leviten, von den nordisraelitischen, den aaronidischen Priestern unterschieden werden. Während Jerobeams I. Priester keine Leviten sind, Reg α 12, 31, werden noch Ez 44, 15 die Priester des Zionheiligtums die Leviten, die Söhne Zadoks (nicht Aarons), genannt. Höchstwahrscheinlich im Exil, als man den durch die Zerstörung des Ziontempels abgerissenen Faden historischer Erinnerung neu zu knüpfen begann, ist der Wunsch Zadoks und seiner Nachkommen erfüllt, sie wurden Aaroniden. Diese „Berichtigung" des Geschichtslaufs liegt später dem Stammbaum Chr α 5, 29 ff. zu Grunde: Zadok, ein Aaronide (und Aaron ein Bruder des Moses). So wird Aaron das einstige Haupt der Jerusalemer Priesterschaft, und die von Esra für die Kultpraxis auf dem Zion zusammengestellten Gesetze werden als Weisungen an Aaron formuliert bzw. von Jahwe durch Moses dem Aaron übermittelt. Dies bleibt auch für die Folgezeit das übliche Schema, vgl. Lev 16, und bezeichnend ist Lev 16, 32 f. die Einschaltung, welche besagt, daß man unter Aaron den jeweiligen Oberpriester des Ziontempels zu verstehen habe. In der atlichen Überlieferung erscheint nun bald Moses allein, z. B. Ex 24, wo er auch priesterliche Funktionen ausübt, oder Num 11 bei der Geistausgießung, bald ist Aaron sozusagen der Schatten des Moses, vgl. Ex 4, 1—12 mit v. 13 ff. Ex 7, 15—18 mit v. 19 ff. Ex 7, 26—29 mit 8, 1—8 u. ö. Aaron spielt in diesen Erzählungen eine ähnliche Rolle wie Josua. Er ist dem Moses dicht an die Seite gestellt, wenn auch nicht als sein Diener. Diese Erzählungen sollen den Ruhm des priesterlichen Ahnherrn erhöhen. In Ex 18, 12 scheint er, wenn nicht ein Versehen vorliegt, den Moses geradezu verdrängt zu haben. Jethro richtet das Opfermahl aus, ist also der Gastgeber. Erstaunlicherweise kommt Aaron mit den Ältesten zu Gast. Wie Aaron in der ganzen Geschichte nicht mit einem Worte vorkommt, so erscheint sonst des öfteren Moses von den Ältesten begleitet. — Bemerkenswert ist endlich noch, wie schonend Aaron Ex 32, 21—24 behandelt wird; wie hier geht er auch Num 12 straflos aus. Alles das erklärt sich am Besten aus einer Zeit, da Aaron zum Ahnherrn der Jerusalemer Priesterschaft geworden, also aus der Zeit der Endredaktion des Pentateuches durch Esra.

Man hat mir die zu häufige Annahme von Glossen und Retouchen vorgeworfen. Ich habe mit dieser Annahme in Smend einen Vorgänger. Vermutlich ist auch ihm der naheliegende Gedanke gekommen, daß der Text eines Werkes, das so stark gelehrtem Studium und erbaulicher Benutzung unterworfen war wie kaum ein andres Buch des Kanons, im Laufe der Zeit reichlich mit Beischriften, Glossen, Einschüben u. dgl. versehen worden ist. Umgekehrt muß ich wiederholen, was ich schon in meinen Untersuchungen I S. 2 A. 1 gesagt habe: „Es ist überraschend, wie leicht man in den andern Büchern des AT. Glossen und andern Textzuwachs anerkennt, während hier alles auf Quellenschriften verteilt wird." Eißfeldt, Synopse S. 27 zu Gen 18,6 teilt selbst das Wort „Feinmehl" (soll Gries heißen) einer andern Quelle zu; ähnliche Beispiele S. 29 zu Gen 19,4, 9.

Ebenso ist gelegentlich von Staerk, ZATW, NF I (1924) S. 36 und von Eichrodt, OLZ 28 (1925) S. 383 f. gegen meine Ansicht, daß eine Quellenschrift P in der Genesis nicht nachzuweisen sei, Stellung genommen. Eichrodt „berührt es reichlich seltsam", daß ich frage, wie man nachweisen wolle, daß der Hauptbestand von Gen 1 und 6—9 aus derselben Feder stammen. Vielleicht war der Ausdruck „Hauptbestand" ungenau. Indes zeigt die Darstellung S. 27 f. deutlich, daß darunter z. B. bei Gen 1 die Erzählung der Schöpfungsherganges ohne das Tagewerkschema und den Sabbatpassus gemeint ist. Mich berührt es ebenso reichlich seltsam, daß E. als bewiesen ansieht, daß dieser Grundstock mit dem des angeblichen P-Berichtes über die Sintflut aus derselben Feder stammen. Erweislich ist, wie ich in derselben Anmerkung sage, und woran E. vorbeigeht, daß beide Grundstöcke von derselben Hand bearbeitet sein mögen. — Wenn Staerk in P ein „durch Ideen, geistliche Gesamthaltung und Stilcharakter gekennzeichnetes" zusammenhängendes Schriftwerk sieht, so mag er „seiner wissenschaftlichen Überzeugung leben", mir verbietet sich diese Ansicht um der Schwierigkeiten willen, von denen sie bedrückt wird: die Lückenhaftigkeit des angeblichen P-Bestandes, S. 10; der Umstand, daß dieser Bestand in Einzelheiten doch recht zweifelhaft ist, wie meine Untersuchungen zeigen; der Umstand, daß verschiedene chronologische Daten und formelhafte Wendungen teils sicher, teils höchstwahrscheinlich späterer Zuwachs sind, wie auch andere außer mir dargelegt haben. Und sollte der von mir angenommene Kompilator des ganzen Materiales Esra nur befähigt gewesen sein, zusammenzukleben? — Dürfen wir ihm nicht auch bestimmte Ideen, eine geistliche Gesamthaltung und sogar einen individuellen Stil zubilligen, was alles natürlicherweise auf sein Kompilationswerk überging, S. 31 f.? —

Die vier hexateuchischen Quellenschriften sind Phantome. Wir haben gelehrtes, priesterliches und volkstümliches Literaturmaterial recht verschieden Alters — einige Stücke mögen bis in die Moseszeit hinaufreichen — im Hexateuch vor uns, das von Esra und seinen Leuten systematisch bearbeitet und zusammengefügt; das nach Esra unter dem Einfluß der Aufgaben,

die der Kultus und das übrige Gemeindeleben stellten, erweitert worden, und das zugleich als ein Gegenstand ständigen eifrigen Studiums und praktischen Gebrauchs im Kult gelegentlich glossiert und retouchiert worden ist.

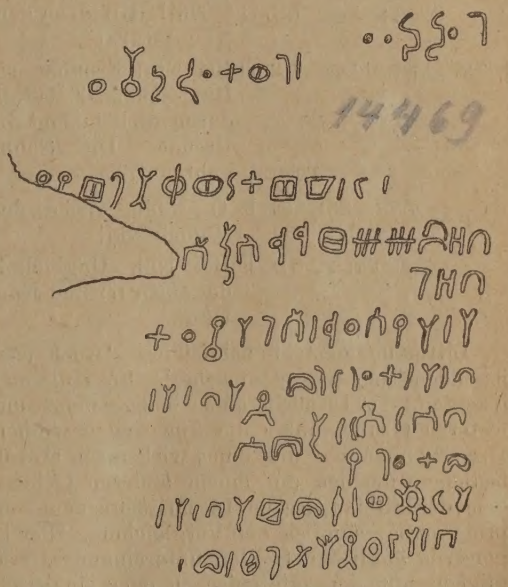
Ein Felspsalm aus altarabischer Heidenzeit.

Von Hubert Grimme.

Man ist gewohnt, sich unter der Religion der vorislamischen Bewohner Nordarabiens, vor allem der Beduinen, etwas Primitives d. h. Formloses und Ideenleeres vorzustellen, so wie es Mohammed, ihr erbitterter Gegner, uns glauben macht oder ein Ibn el-Kalbi es im einzelnen ausmalt. Mit dieser Vorstellung arbeiten die Religionshistoriker, wenn sie von alt- oder ursemitischer Religion, wie sie sich in Nordarabien am längsten gehalten hatte, reden; ferner auch viele Alttestamentler, um den Zustand zu schildern, in welchem die Religion Israels vor ihrer Berührung mit der Kultur Kanaans sich befunden hätte. Im Banne dieser Anschauung steht auch die semitische Epigraphik und findet in dem Einzigen, womit sich das vorislamische Heidentum Nordarabiens inschriftlich selbst bezeugt, in den sogenannten thamudischen Inschriften, das religiöse Element kaum anders als in vereinzelten Götteranrufungen angeklungen, dagegen Alltäglichkeiten immer und immer sich breit machen, ‚in denen sich der Menschheit Schnitzel kräuselt'.

Nachdem die Minderwertigkeit der thamudischen Inschriften von anscheinend berufenen Seiten behauptet worden ist, ist sie bei solchen, die es bequemer finden, schwierige Inschriftenlesungen aus zweiter oder dritter Hand entgegenzunehmen, zum Dogma geworden und zugleich zum Grunde, sich nicht weiter um so nichtssagende Kritzeleien zu kümmern.

Ich bestreite nun nicht, daß zu dem großen Kapitel des Nichtwissenswerten auch Arabien seine Beiträge liefert: mit manchem dickleibigen Buche der islamischen Wissenschaft wie mit manchem wohlgeformten Verse der Gāhilijja. Aber von den thamudischen Inschriften behaupte ich, daß in ihnen Werte stecken, deren Bedeutung im umgekehrten Verhältnis zu ihrem meist sehr geringen Umfang steht. Denn jede von ihnen — man kennt ihrer zwischen 1700 und 1800 — ist eine religiöse Urkunde der altarabischen Heidenzeit, angebracht an einem Orte, der einstmals eine Götterstätte war. Den Nachweis dafür möchte ich demnächst in einem Buche unter Berücksichtigung aller bisher bekannten thamudischen Texte erbringen; als Vorbereitung darauf gebe ich im folgenden meine Lesung und Auffassung derjenigen thamudischen Inschrift, die sich wie durch Umfang so auch durch Mannigfaltigkeit ihres Inhalts vor allen anderen auszeichnet, nämlich die vom Gebel es-Serrā, einem eine starke Tagereise südlich von Hajel gelegenen Steinhügel. Kopien von ihr haben Ch. Huber und J. Euting am 27. und 28. Januar 1884 angefertigt, und zwar jeder von ihnen zwei[1]. Diejenigen Hubers sind in seinem ‚Journal d'un Voyage en Arabie' auf S. 221 und 222 veröffentlicht; Eutings Kopien (Nr. 226 und 226 a) findet man bei E. Littmann ‚Zur Entzifferung der thamudenischen Inschriften'. Über diese Kopien hinaus geht eine weitere Hubers vom 4. Mai 1884, veröffentlicht in seinem Journal S. 626; diese bisher von den Epigraphikern anscheinend übersehene, deren sorgsame Ausführung man aus den beigegebenen Bemerkungen zu einzelnen Buchstaben ermessen kann, lege ich meinen folgenden Ausführungen im wesentlichen zu Grunde. Sie gibt sich, wie folgt:



Von den 10 Zeilen dieser Inschrift gehören die dritte und vierte, sowie die siebente und achte enger zusammen. Die oberste hat auf Huber den Eindruck gemacht, als sei sie späteren Ursprungs. Das wird kaum richtig sein; höchstens könnte man annehmen, sie sei eine Art Überschrift.

Um das Verständnis der Inschrift vom Gebel es-Serrā hat sich bisher nur Enno

1) Eine ungenügende Kopie Hubers von seiner ersten Arabienreise übergehe ich.

Littmann bemüht, und zwar zweimal: erstmalig in seiner Arbeit 'Z. Entz. d. thamud. Inschr.' (1904) S. 66f., und später (1914) in einer Anmerkung zu J. Euting's 'Tagbuch einer Reise in Innerarabien, T. II' auf S. 116, wo er an seiner ersten Lesung und Übersetzung mancherlei ändert. Er läßt hier das Ganze der Inschrift aus 6 Einzelinschriften bestehen, aus deren Inhalt sich ergebe, 'daß verschiedene Leute ihre Götter anrufen um Hilfe oder um Rache. Ein anderer erzählt, was er damals tat und wie er sich nach seinem Freund sehnte.' Littmanns Ergebnis nach der Seite der Lesung und Deutung ist nun folgendes:

לעפפ בנ (ד)לות פפצע A Von 'Affâf, dem Sohne des Dalwat (?); und er presste Datteln aus (?), und sehnte sich nach Ḥijaij.
(רט)כ וחשוק אל חיי

ב . . הַ וּדד כשא בחמ B Bei (. . . Gottesname)! Gruß des Kâši'(?) an Taim.

הנהי סעדנ אביהַעת C O Nhj! Hilf doch dem Abu-Jathi'at!

בנהי תעלי רמ־צהבנ הנה[י] D Bei Nhj! Erhaben sei Râm-Ṣahbân (?). O Nhj,
בכ הסרר שמס durch dich kommt die Freude. Die Sonne
מחעלי geht auf(?).

הרצו נקם והבנהי E O Radu, räche den Wahab-Nhj!

בנהי בצ חחר ונמנ F Bei Nhj, Unglück (?) des Ḥâtir (?) und Naumân.

Littmann gesteht schließlich: 'Auch jetzt ist noch sehr vieles unsicher'. So muß man trachten, der Inschrift näher beizukommen und festeren Grund unter die Füße zu gewinnen. Dazu können wir uns eines wirksamen Mittels bedienen, das ich auf einem anderen Gebiete, dem der altsinaitischen Inschriftforschung, erprobt habe: nämlich der Vergleichung aller irgendwie ähnlichen Stellen untereinander. Verglichen mit den ṣafatenischen oder sinaitisch-nabatäischen Inschriften zeigen die thamudischen eine große Mannigfaltigkeit der Form und Ausdrucksweise; unter sich verglichen haben sie jedoch alle eine große Familienähnlichkeit, die so weit geht, daß entfernte Gegenden, wie der Ḥigâz und der Negd, oft mehr oder weniger genaue Dubletten einer Inschrift liefern, und daß kaum ein Begriff vorkommt, zu dem sich nicht Parallelen finden lassen. So hat ein Entzifferer immer das Ganze der von Huber (Sigl. H), Euting (E), Jaussen-Savignac (JS), ja auch Doughty (D) uns verschafften thamudischen Inschriften für die Erklärung der Einzelnen zu berücksichtigen, wodurch einmal viele unsicheren Lesungen leicht berichtigt werden, weiter auch in Dunkelheiten des Sinnes oft ein helles Licht fällt. Ich würde dieses scheinbar so selbstverständliche kritische Verfahren nicht besonders hervorheben, wenn meine Vorgänger es nicht vielfach außer Acht gelassen hätten.

Auch für die Inschrift vom Gebel es-Serrā läßt sich sowohl hinsichtlich der Einzelbegriffe wie der Gedanken so viel Vergleichsmaterial herbeibringen, daß ihr Kommentar leicht zu einer Übersicht des Gesamtthamudischen ausgestaltet werden könnte. Wenn ich mich hier aber auf ein knappes Maß beschränke, so wird das wohl genügen, um die Richtung meiner Erklärung des Textes zu begründen; für manches Einzelne muß ich den Leser auf das Erscheinen meines oben erwähnten Buches vertrösten.

Ich lese nun die Inschrift folgenderweise:

1. לעפפ עו נלות ערפ הַע
2. לה לב וחנ וק אל חצי
3. בהַ . הַ וּדד כשא / בהַל
4. הלהי סעדנ אל הַהַעת
5. בלהנ תעלי למצה בלהנ
6. בכ הסרר שמס / מחעלי
7. הרצו נקם והב ל הנ
8. בלהנ עצה הַל עלמנ

Zu der Buchstabenlesung bemerke ich:

Zeile 1. Es ist mir unklar, woher Littmann sein בנ genommen hat; alle Kopien zeigen hinter לעפפ zwei Punkte, von denen bei Huber der zweite der größere ist. Es geht nicht an, diese Punkte als Trennungszeichen anzusehen; denn nur der Einzelpunkt oder der vertikale Doppelpunkt kommt gelegentlich in der thamud. Schreibung als Trenner vor. Zweifellos liegen in unserem Falle Buchstaben vor. Eine ähnliche Zweiergruppe zeigt der Anfang von H 96/10 und H 46 oben, der verglichen mit dem ihm ähnlichen Ende von JS 442 und von H 530/87, wo das zweite Zeichen sicher ו ist, mich dazu führt, עו zu lesen, da ein *yy* sprachlich unmöglich wäre. — Zur Annahme eines ד vor לות liegt kein Grund vor; alle Kopien bieten deutlich נ. — Littmann hat den Punkt (=ע) hinter לות übersehen. — Der vierte Buchstabe von links kann nicht פ sein, da solches in Z. 1 dreimal mit Ausbauchung nach rechts vorkommt; man kann wohl nur an ein stark ausgebuchtetes ר denken.

Zeile 2. Gegen Littmanns רט sprechen alle Kopien; es liegen drei Buchstaben vor, von denen 1 und 3 gradgeschriebenes ל (wie oft in unserer Inschrift), zur Not auch נ sein könnten; der Zwischenbuchstabe wird erst lesbar, wenn man ihn als ein oben verstümmeltes ה nimmt. In Littmann's וחשוק ist das ש entschieden verfehlt, da ש in Z. 3 und 6 ganz anders aussieht und im Negd selten ohne Krönchen vorkommt; m. E. liegt gewinkeltes נ vor. Hier sei daran erinnert, daß die thamudischen Schreiber innerhalb der gleichen Inschrift gerne von verschiedenen Möglichkeiten der Formung gewisser Buchstaben Gebrauch machen und z. B. nebeneinander rundes und viereckiges ו, kreis- und punktförmiges ע, hakiges und gerades ל usw. gebrauchen. — Das letzte Wort zeigt bei Euting und in Hubers ersten Kopien zu Anfang ח, dessen ungestielte, mit ט fast übereinstimmende Form z. B. durch JS 306 (= H 475 Z. 7) המנה המת חית 'o Bestimmer von Tod (und) Leben' gesichert ist; danach ist H.s ו zu verbessern. Durch die beiden letzten Buchstaben geht ein Riß im Stein; ich ergänze sie aus inhaltlichen Gründen zu צי (gegenüber L.s יי).

Zeile 3. Die Buchstaben 2, 4, 5 sind wohl nur als ר, ob auch von verschiedener Form, zu nehmen. Die Lesung des 3. Buchstabens lasse ich offen, da alle Kopien ihn anscheinend entstellt bieten. Der letzte Buchstabe der Ganzzeile ist deutliches ל; der vorletzte zeigt dreimal bei Huber und einmal bei Euting die Form von ר, so daß L.s תמ abzuweisen ist.

Zeile 4. L.s אבי ist sicher in אלה zu verbessern, da nur eine Kopie auf ב deutet, alle anderen aber ל bieten und ה überall zu erkennen ist.

Zeile 5. Eutings תעלי scheint mir gegenüber Hubers ?תעל das Richtige. — L.s רמ ist aus למ verlesen; ר ist in unserer Inschrift nie nach links ausgebuchtet. L.s Verbindungsstrich hinten מ ist freie Zutat.

Zeile 8. Huber begründet sein ע als 5. Buchstaben (gegenüber Eutings ב) in besonderer Anmerkung, ebenso sein ח als 8. Buchstaben (gegenüber Eutings ת, wovon L.s תר ausgeht). Vor dem ח haben alle Kopien ein ח, das ich aber aus inhaltlichen Gründen in das nahverwandte ה ändere. — Der 4. Buchstabe von hinten sieht wie ו aus, mag aber — wie öfters ein ו in den Kopien tham. Inschriften — eigentlich ע sein. Wie ich עלמנ (mit ל statt נ) schreibe, so transkribiere ich auch in Z. 4, 5 (2 ×), 8 den mit ב bzw. ה eingeleiteten Gottesnamen להי — bzw. להנ — gegenüber L.s נהי, ohne damit das Vorkommen des letzteren Namens leugnen zu wollen. Zu Ende von Zeile 7 ist kein Eigenname zu lesen, sondern die Wortgruppe והב ל הנ.

Auf Grund meiner Transkription übersetze ich die Inschrift folgenderweise:

1. Zur Heilung neige dich(?)! Du bist edel, o Wissender, stehe bei!

2. Nahe dich mir, o Beständiger, und wache, o weiser Gott!

3. Bei dem Herr der . . . ist Heil, Versorgung in der Not.

4. O mein Gott, hilf mir! O Gott des Beistandes!

5. Bei unserem Gotte ist Erhöhung für den, der unserem Gotte anbefohlen ist.

6. Bei dir ist Freude, o erhabener Sonnengott.

7. O Rudu, räche und gib mir Ruhe!

8. Bei unserem Gotte ist ein Szepter, die Leitung der Wesen.

Kommentar:

Zeile 1. לעפפ ‚Zur Heilung', gemäß H 373/8 עפפ פ ‚Heilung an mir', entsprechend dem häufigen ודד פ (H 58 Mitte, H 80 = E 127) = ודד פי (JS 420) ‚Heilung an mir'; ferner H 476, Z. 7 (+JS 310) לעז עפפ ‚Um Hilfe, Heilung!', viell. auch H 501 . . . באדנ הורע עפ ‚In der Macht des ורע ist Heilung . . .'. Zu עפפ stellt das Klass.-Arab. sein عفاف ‚Heilmittel'. Zum ganzen Präpositionalausdruck vgl. ähnliche wie לסלמ (JS 712) ‚Um Wohlbefinden!', לברא (JS 706, 721, 758) ‚Um Befreiung!', לטבת ‚Um Heilung!'. — Falls meine Lesung עו richtig ist, mag sie Imper. von עוי (= عوى oder عَوَّى) sein = ‚neige (dich)'; von den oben erwähnten 4 Parallelstellen fügen zweie einen Gottesanruf (כהל, עתר) hinzu, was der überaus häufigen Verbindung von Imperativ und Vokativ in den thamud. Inschriften entspricht. — נלות : 2. pers. Perf. von נל (= نال). Die zweiradikaligen Verba des Thamudischen schieben — wie die entsprechenden hebräischen — im Perfekt zwischen Stamm und konsonantischer Endung anscheinend den Diphthong au oder ai ein, vgl. JS 416 עלות, JS 295 עלית ‚ich war krank' (von על); so mag JS 520 נלית dasselbe wie unser נלות sein. Seine defektive Schreibung finde ich in der Inschrift Doughty Taf. 26, links oben ל נלת צלמ ‚Du warst mir edelmütig, o Ṣalm'[1]. Eine Nominalbildung von der gleichen Wurzel

1) Schreibung von צלמ wie üblich mit ligiertem צל und folgendem מ.

wird in dem mekkanischen Gottesnamen ثَالِثَة stecken. — ערפ (=عَارِف): einer der vielen Gottesnamen des Thamudischen, die aus ursprünglichen Beinamen sich entwickelt haben; mit ה des Ausrufes in JS 568 (s. Z. 5). — יתע: Imper. von יתע ‚beistehen', ebenso in JS 42 תע תמ ‚Stehe bei, o Vollkommener!'; das ihm entsprechende Nomen actionis lautet תעת (s. Z. 4).

Zeile 2. לה: Imper. von ולנ (وَلِيَ) ‚nahe sein', geschrieben mit Lesestütze ה entsprechend dem klass. arab. قِ = قِهْ (wozu das Thamudische sowohl ק — s. gleich — wie auch קה — s. JS 358 — stellt). Hierzu wie zu der ganzen Wortfolge von Z. 2 liefern die tham. Inschriften des Higāz mannigfache Parallelen, z. B.:

JS 229 (besser H 400 Z. 45 = E 759—60) לאם [1] בסעד לה ותנ וקנ צלמ
‚Für 'Aus Sohn des Sa'd! Sei nahe, o Beständiger, und behüte mich, o Ṣalm!'

JS 27 לסעד ל ת ותנ וק אל תמם
‚Für Sa'd! Sei nahe, komm (?), o Beständiger, und wache, o vollkommener Gott!'

Doughty, Taf. 25 links: למעת ותנ וק
‚Du hast ein Zeichen [2] gegeben, o Beständiger, und wache!'

Gott wird als וליו (‚der Nahe'?) bezeichnet in JS 35 סערנ הב . . . אל וליו הב חית אל וליו
‚Hilf mir, gib . . . o naher (schützender?) Gott! Gib Leben, o naher Gott!'

לב: Kurzschreibung für לבי, wie ל neben לי, פ neben פי. לב ist die Präposition, die das Klass.-Arabische nur in der Ergebenheitsformel لَبَّيْكَ bewahrt hat, das Thamud. aber im Sinne von ‚hinzu' häufig verwendet, vor allem zum Ausdruck der Hinneigung eines Gottes zu einem Menschen, wie hier oder in

JS 488 רצ סעד לב המבאם
‚O Rudu! Hilf in Richtung zu dem Unglücklichen!'

H 87/3 הכהל את מנה ודד לבבנ
‚O Kāhil! Du bestimmst Heil in Richtung zu uns.'

ותנ: ein Gottesname, der wohl bedeutet ‚der Beständige' (=وَاتِن); zu den obigen Beispielen für sein Vorkommen füge ich noch

JS 247 . . . . . ותנ וקנ חל מת
‚. . . o Beständiger, und hüte mich! Löse den Tod!'

ק: Imper. von וקי ‚hüten', fünf weitere Beispiele s. oben! — אל חצי: eine Verbindung wie אל מנע (H 520/41), אל על(י) (JS 542), האל הרמ (JS 450), wobei אל (wie sonst אלה) nur ‚Gott' schlechthin bedeutet. חצי (=حَصِيّ), weise' findet sich verbunden mit Gott רצו in H 518/32, 532/91, allein für sich gebraucht in JS 389 . . . בל חצי . . . heile, o Weiser!' und JS 284 חצי עמ ל ‚O Weiser, sei mir hold!'.

Zeile 3. Diese und die weiteren Zeilen beginnen entweder mit ב ‚bei, in' und einem Gottesnamen, worauf eine göttliche Eigenschaft folgt, oder mit ה ‚o' und einem Gottesnamen, woran sich ein Imperativ schließt. Der Gottesname von Z. 3 bleibt unklar infolge seines nicht sicher zu bestimmenden zweiten Konsonanten; doch gehört er zweifellos in eine Formklasse mit Namen wie דבל ‚Herr der Heilung' (H 89/13, JS 462 u. ö.), דודד ‚Herr des Heiles' (H 503/30), דנהי ‚Herr der Macht' (JS 468, 506, 542), דבד (H 643/8) u. a. — ודד: hier Nomen der Bedeutung ‚Heil', eine der häufigsten Vokabeln der thamud. Inschriften, von Littmann, Lidzbarski und Heß irrtümlich mit ‚Gruß' (an eine ferne Person) übersetzt, was die richtige Deutung vieler Inschriften verhindern mußte; wohl = وُدّ, da auch die Schreibung וד oft vorkommt. — כשא: ‚Nahrungsfülle' gemäß كَشِيّ (mit Speise) gefüllt sein'; nur an dieser Stelle vertreten. — בדל: ‚im Elend (Not)' = بِذُلّ; das dazu gehörige Verb findet sich anscheinend in JS 219 דנ טלות בנת דלת ‚Ich hier bin elend, . . ., in Not.'

Zeile 4. הלהי סערנ (vielleicht הלהי סעד ל, da sich H 292/74 הרצו סעד להמ findet): ‚Mein Gott, hilf mir!', oft vorkommende Bitte an die Götter, vgl. JS 327, 342[a], 392, 404, 492 u. ö. Der Begriff eines persönlichen Verhältnisses zwischen Gott und Mensch war gemäß der Häufigkeit der Ausdrücke ‚mein Gott' und ‚unser Gott' in der thamud. Religion so stark ausgeprägt, daß in dieser Richtung der Islam kaum einen Fortschritt bedeutete. — אל תעת (gemäß אל חצי von Z. 2 wohl nicht אלה תעת abzuteilen): ‚Gott der Hilfe', wozu zu vergleichen H 476 Z. 5 (weniger gut JS 311):

ברצו תעת מנ אס

1) Es ist bisher noch nicht erkannt, daß in den thamudischen Inschriften בנ ‚Sohn' immer — außer vor Laryngalen — als ב erscheint.

2) למע ‚göttl. Zeichen' s. H 285/43, 296/48.

‚Bei Rudu ist Hilfe, Gunstbezeugung ‚Lohn'.

Zeile 5. בלהנ תעלי: ‚Bei unserem Gott ist Erhöhung'; ‚Erhöhung' als Gottesgabe findet ich wieder in JS 368:

הרעו את מנ תעלי

‚O Rudu, du bestimmst (מנ = מנה) Erhöhung.'

למצה בלהנ: מצה anscheinend Part. Pass. der 4. Form von וצי, also ‚anbefohlen'. Das Part. Activ, von Gott ausgesagt, könnte vorliegen in

JS 568 לעזרל· הערפ· כל מצי· ב.חכ

‚Für 'Azar'el: O Wissender, heile, o Anbefehlender . . . .'

JS 358 הומלכ וצא וקה המצי ׳עמ

‚O Malik, mach rein und hüte; o Anbefehlender, sei hold!'

Zeile 6. Weiterer Preis der Götter, jetzt an Schams gerichtet. הסרר ‚Freude' (wofür auch סרר und מסרר vorkommen): häufig als Gottesgeschenk erwähnt. — שמם מחעלי: ‚o erhabener Sonnengott!'. Mit seinem ursprünglichen Namen kommt der Sonnengott außer hier nur noch JS 565 (. . . . השמם) und vielleicht JS 239 vor; seine üblichste Bezeichnung ist כהל ‚Starker' oder מלכ ‚Herrscher'. Statt מחעלי findet sich עלי als Göttername in JS 484, vielleicht auch Doughty, Taf. 28 rechts חפ לי עלי ‚Umgib mich, o Hoher!'.

Zeile 7. הרעו נקמ ‚o Rudu, räche!'. Daß Gott Rudu (bibl. רעו, palmyr. ארעו) Sternnatur hat und wohl den Venusstern bedeutet — wie z. B. R. Dussaud S. 144 von ‚Les Arabes en Syrie avant l'Islam' vermutet — sagt wohl auch der Personenname in JS 439 ככברעו ‚Rudu ist Stern'. Die Rache der Götter und überhaupt ihre Macht des Schädigens tritt in der thamud. Religion sehr hinter ihren segnenden und heilenden Äußerungen zurück. Zu נקמ vgl. (außer JS 388 und 359):

H 644 Z. 2 האלה ד אל נקמ

‚Dieser Gott ist ein rächender Gott',

was nahe an das alttestamentliche אל קנוא ונקם יהוה (Nahum 1, 2) anklingt. — הב ל הנ: ‚Gib mir Ruhe!'. Der Imper. הב ‚gib' ist häufiges thamud. Sprachgut, vgl.:

H 59 Mitte, links und rechts,

רעו הב ל ור מענת

‚O Rudu, gib mir Heil, Hilfe!'

H 482 unten הב חל סערנ

‚Gib Kraft! Hilf mir!'

הנ in Pleneschreibung s. JS 317:

העתרסמ . . ודד הונ ונצר

‚O 'Atarsam . . . Heil, Ruhe, Schutz!'

Zeile 8. Hier findet sich einiges sonst ungebräuchliche Sprachgut. Dahin rechne ich עצה (= عَصًى) ‚Szepter'; immerhin ist die Idee, daß die Götter Herrschaft ausüben, auch sonst nachweisbar, vgl.:

JS 262 בדתנ מלכת

‚Bei Dāṯin (Gottesname!) ist Herrschaft',

H 501/18 הרע בכ מלכת

‚O Rudu, bei dir ist Herrschaft'.

Den Herrscherstab der Götter zeigt uns im Bilde das Relief auf dem Stein von Teima. — חל עלמנ: wohl ‚Lenkung der Wesen'. חל als göttliche Eigenschaft s. in

H 256/17 בכ אלהנ חל ודד

‚Bei dir, unser Gott, ist Lenkung, Heil.'

עלמנ (= عَالَمِين) ‚Wesen' (nicht ‚Welten'!) lese und übersetze ich unter Vorbehalt, da man auch על מנ abteilen und diese Worte als die Imperative ‚Auf, sei günstig!' erklären könnte, wozu dann freilich der Zeilenanfang בלהנ weniger passen würde. Wenn das Nabatäische zweifellos das Wort עלמ kennt, warum sollte es nicht auch im Thamudischen vorhanden gewesen sein? —

Die acht Zeilen der Inschrift vom Ǵebel es-Serrā sind alle auf den Ton der Anrufung und des Lobpreises der Götter gestimmt, wozu der Anlaß wohl die erwünschte oder bereits erfolgte Heilung (עפפ) ihres Urhebers war. Schon im Hinblick hierauf empfiehlt es sich, in ihnen eine formale Einheit zu sehen und nicht, wie Littmann meint, ein Konglomerat von 6 verschiedenen Inschriften. Für diese Einheitlichkeit spricht auch ihre Schreibung in gleicher Richtung, wobei die Anfänge — abgesehen von Zeile 2 — genau übereinander stehen, was den thamudischen Inschriften sonst fremd ist; ferner die gleichmäßige Disposition aller Zeilen, indem eine jede zwei Sätze zu je zwei Begriffen enthält. So ist es vielleicht nicht zu kühn, die Zeilen für Verse zu nehmen, allerdings nicht im Sinne der altarabischen Kunstlyrik, sondern der alttestamentlichen Poesie. Dann wäre das Ganze eine Art Gegenstück zu solchen Psalmen, die — wie z. B. Ps. 145 — eine Anzahl von religiösen Ideen in loser Verknüpfung aneinanderfügen. Aber wie man unseren Text auch benennen mag, seine Wichtigkeit als Urkunde der vorislamischen Religion Nordarabiens ist unbestreitbar. Hier erscheint uns der religiöse Geist der alten Araber in schlichter Würde, wobei die Majestät der Götter und die Kleinheit

1) Imper. von נעמ, bes. in Verbindung mit ל ‚mir' sehr oft gebraucht.

der Menschen in dem Gedanken der gegenseitigen Annäherung beider Teile einen gewissen Ausgleich erfahren, wie ihn später Moḥammed in seiner Idee von der Raḥma oder Menschenliebe Allahs betont, aber durch die von der unerbittlichen Strenge Allahs beim Gerichte wieder stark in Frage stellt. Die religiösen Gedanken der thamudischen Inschriften müssen alter semitischer Erbbesitz sein; denn ihr sprachlicher Ausdruck hat etwas durchaus Formelhaftes und zeigt im Neǵd wie im Ḥigāz, ja selbst noch in Ṭāif und auf der Sinaihalbinsel dasselbe Gesicht. So verdienen diese Inschriften in hohem Maße Beachtung, zunächst allerdings seitens der Epigraphiker, deren Sache es sein muß, die gewaltige Masse der bereits bekannten Texte genau durchzuarbeiten. Ist bisher bei der Deutung vieles mißglückt und vieles dunkel geblieben, so ist durchaus kein Grund vorhanden, dem ‚Ignoramus' einiger verzagten Geister Gehör zu geben. Mir scheint hier wie anderswo eher frohe Zuversicht auf Gelingen am Platze, und als Parole das Psalmwort angebracht:

סלו לרכב בערבות.

Besprechungen.

1. **Räsänen**, M.: **Die tschuwassischen Lehnwörter im Tscheremissischen.** Helsinki 1920. (XVI, 276 S.) gr. 8°. = Mém. d. l. Soc. Finno-Ougrienne XLVIII. Fmk. 30 —.
2. **Ders.: Die tatarischen Lehnwörter im Tscheremissischen.** Ebd. 1923. = Mém. d. l. Soc. F.-Ougr. No. L. Fmk. 20 —.
3. **Wichmann**, Y.: **Tscheremissische Texte** mit Wörterverzeichnis und grammatikalischem Abriß. Helsingfors 1923. 8°. = Hülfsmittel für das Studium der finno-ugrischen Sprachen V. Fmk. 20 —. Bespr. von Ernst Lewy, Berlin.

Durch diese drei Schriften werden wir in unserer Kenntnis des Tscheremissischen beträchtlich gefördert. Räsänen gibt eine sorgfältige, reichhaltige, vieles eigene bietende Sammlung der turko-tatarischen sehr zahlreichen Entlehnungen im Tscheremissischen, unter Berücksichtigung der hier beträchtlichen, uns hier so schwer zugänglichen russischen Literatur und aus lebendiger, in Kazan erworbener Kenntnis. Beide Bücher, besonders aber das erste, enthalten eingehende lautgeschichtliche Kapitel, die auch für die Turkologen von großer Wichtigkeit sind, da R. die türkischen Lautverhältnisse selbständig beurteilt und auch die z. T. sehr originellen Anschauungen Ramstedts berücksichtigt. Auch stellt er — m. W. zum ersten Male — eine Liste tscheremissischer Entlehnungen im Tschuwassischen (1. 238—74; 2. 88—89) zusammen, denen er auch eine Reihe etymologisch dunkler Wörter zufügt, die in beiden Sprachen identisch sind. Die schwierigste Frage bei der Behandlung der Lehnwörter ist auch hier die chronologische. Daß man hier anderer Meinung sein kann als der Verf., zeigt Wichmann in seiner lehrreichen Anzeige FUF. Anz. XVI. Eine rein lautliche Betrachtung von Lehnbeziehungen scheint nicht zu schlüssigen chronologischen Ergebnissen führen zu können. Hier wird die Lage durch die besonderen örtlichen Bedingungen noch verwickelter (westtscherem. nezer z. B. ist tschuw., osttscherem. načar tatar.; s. 1. 156, 2. 47). Dabei haben wir für die Feststellung der Entlehnungen andere als nur lautliche Mittel, da es ganze Begriffsreihen sind, für welche die den Türken benachbarten Finno-ugrier türkische Worte gebrauchen. Das tritt durch R.'s Arbeit schön hervor, weil er auch die Entlehnungen der verwandten Sprachen fast immer anführt (in 1. 202 wäre unter *sukem* ‚niederknien' noch mordwin. *s'ukun'ams* ‚sich bücken, sich verneigen . . .' Paasonen, Mordw. Chrest. 958; in 2. 40 unter *kör(a)* ‚erkennen', *köra* ‚nach, gemäß' noch mokscha-mordw. *kor'e* ‚in Hinsicht auf . . wie ‚gemäß' Paasonen a. a. O. 282 anzuführen gewesen). So macht aber auch die tschuw. Herkunft der tscherem. *tar* ‚Miete' (1. 219) und *küwar* ‚Brücke' (1. 149) die fremde von syrjän. *med* ‚Lohn' (das FUF. XVI 197 ganz anders gedeutet wird) und mordw. *s'ed'*, ung. *híd*, finn. *silta* ‚Brücke' (*küwar* und *s'ed'* bedeuten beide auch ‚Diele'; vgl. unser ‚brücken') wahrscheinlich. An Einzelheiten möchte ich noch anführen zu 1. S. 166 *oza* Budenz NyK. XXI 79; S. 181 *poslok* westtscherem. *pa.lsak* ‚der Preßstock, der Bockstock' (?) Ramstedt 95a; das S. 149 angeführte *ayar* ist awest. Sollte nicht *cäs* (1. S. 230) russ. (*sej*)*čas* und *zošto* ‚Blech' (1. 267) russ. *žest'* sein? Als tatarisch möchte ich, nach Belehrung durch W. Bang, auch tscherem. *arapteš* ‚Waldteufel' auffassen, das Budenz NyK. IV 439 bereits anführte. Bei *jolwa*, *d'olawa*, *jalawa* (1. S. 134) ‚Franse, Quaste' ist der Bedeutung wegen vielleicht auch tschuw. *jaraBa* ‚Quaste' . . . Paasonen 22 zu berücksichtigen. Die dann wohl nötige Annahme eines Wechsels zwischen *r* und *l* würde vielleicht auch ein anderes tscherem. Wort deutbar machen: *tolaše-* ‚sich bemühen' (dessen Beziehung auf *tolam* ‚kommen' 1. S. 2 mir ebenso wie Wichmann FUF. Anz. XVI 45 schwer denkbar erscheint): tschuw. *tərəš-* derselben Bedeutung Paasonen 167 (vgl. tscher. *təršaš* ‚sich bestreben' aus kas. tat. *tyryš* ‚sich bemühen' 2. S. 69). Die Behandlung einiger bekannter Kulturworte wird auch weitere an Wortforschung interessierte Kreise anziehen, bes. 1. S. 223 *tərək* ‚saure Milch' (das daselbst erwähnte mordw. *topo* klingt, wie schon einmal bemerkt, an nhd. *Topfen* an); bei 2. S. 60 *sijan* wären vielleicht noch russ. *izjan*

Berneker 440, arm. *zean* Hübschmann 150 zu erwähnen. Daß die arabischen und persischen Elemente besonders dem religiösen Gebiete angehören, macht die Religion der Tscheremissen, der „abrahamische Glaube", von vornherein wahrscheinlich. Die Beziehungen der Türksprachen und des Tscheremissischen sind aber nicht nur auf den Wortschatz beschränkt (s. 2. S. 90). Doch sind diese Beziehungen, weil der Bau der finno-ugrischen und der turko-tatarischen Sprachen — nun einmal ganz abgesehen von der ural-altaischen „Hypothese" — nahezu identisch ist, ungemein schwer zu fassen. Für mich ist das Merkwürdigste, daß das Tschuwaschische — soviel ich weiß, allein von allen Türksprachen — ein ausgebildetes Satzsandhisystem hat (s. Munkácsi NyK. XXI 8 Anm.), das dem Sandhisystem des Tscheremissischen und Mordwinischen unbedingt nahesteht. Zur Deutung dieses Umstandes fühle ich mich aber noch nicht gerüstet. — Räsänens Bücher sind für den Arbeiter auf diesen Gebieten unentbehrlich.

Wichmanns Texte bieten, außer dem, was der Titel verspricht, auch sehr lehrreiche Zusammenstellungen zur Lautgeschichte. In den Texten wird uns wenig Prosa geboten, obwohl doch die Tscheremissen einen großen Schatz an Märchen und Novellen besitzen; die Lieder sind doch z. T. recht schwer verständlich. Bei der genauen Lautbezeichnung ist leider nur die Wortbetonung festgehalten, so daß ich leider an diesem wichtigen Punkte meine Ergebnisse nicht nachprüfen konnte. Daß das ganze Buch mit der schon in so vielen fördernden Arbeiten erfolgreich bewährten Sorgfalt W.'s gearbeitet ist, brauche ich kaum hervorzuheben; es ist ein würdiges Seitenstück zu Paasonens Mordwinischer Chrestomathie. Wir dürfen diese Arbeit W.'s hoffentlich als Vorläufer einer großen Textedition und eines Wörterbuches ansehen. — Da die Etymologie im Wörterverzeichnis mit der größten Kürze erledigt wird, so auch hier nur einige Bemerkungen. Bei *mə̀.lə̂* 610 ‚ein anderer' wäre vielleicht noch finn. *molemmat* ‚beide' anzuführen; *tex*(*gečə*) ‚gestern' setzte ich immer mit ungar. *teg*(*nap*) ‚gestern' gleich. Bei 449 *kot* ‚Jahr, Zeit' wäre wohl russ. *god* ‚Jahr' zu nennen, bei 536 *loem* ‚fangen' russ. *lovit'* ‚fangen', auch wenn die Worte nicht zusammenhängen. Dagegen würde man unter 1151 *towar* ‚Axt' mit Unrecht die russische Quelle vermissen, da dies Wort soeben W. selbst glücklich aus dem Iranischen erklärt hat (Studia Orientalia I 370—71). Die Bedeutungen bei 1155 würden, wenn man sie so: 1. verstecken, 2. vergraben, 3. begraben ordnen dürfte, die russische Quelle wahrscheinlich machen; doch ist das wohl nicht sicher. Die Frage möchte ich anreihen, ob *pamaš* 724 auch ‚Brunnen' bedeutet? —

Falls mir noch ein Wort gestattet ist über das Verhältnis der vorliegenden Arbeiten zu meiner tscheremissischen Grammatik, so sind sie unabhängig voneinander entstanden; nur 2. kennt meine Arbeit bereits. Es wäre mir sehr zu statten gekommen, wenn ich 1. bei der Ausarbeitung meiner Grammatik vor mir gehabt hätte, weil da ein für meine Aufgabe verhältnismäßig unwichtiger Punkt bereits trefflich erledigt war. Trotz vieler Ergänzungen und Berichtigungen, die R. bietet, bin ich, trotz geringer Hilfsmittel, doch auch in nicht ganz auf der Oberfläche liegenden Dingen mit ihm zusammengetroffen. Ebenso finde ich manches, was ich festgestellt habe, durch W. bestätigt (den Illativ auf *-əš* oder *-əškə*, den Plural des Verbums im Präteritum auf *-n ulna*, nicht auf *-nna*); anderes (die Form auf *-eš* gilt bei W. als besonderer Lativ) wird die fortschreitende Forschung klarstellen.

Erodoto. Il primo libro delle Istorie. Commentato da **Vincenco Costanzi.** Sec. edizione. Turin: Giovanni Chiantore 1924. (XXXV, 180 S.) 8° = Collezione di Classici Greci e Latini. L. 10 —. Bespr. von W. Aly, Freiburg i. Br.

Die Neubearbeitung dieses Kommentars in der *collezione di classici Greci e Latini con note Italiane* 30 Jahre nach Erscheinen der Erstausgabe gibt eine anspruchslose und brauchbare Hilfe für Schüler und Lehrer, ohne die Prätension originell sein zu wollen. Von neuerer Literatur ist der Artikel Jacobys benutzt. Erfreulich ist, daß sich z. B. die Lesung I 1 Ἡροδότου Θουρίου jetzt durchzusetzen scheint. Der Druck des Textes könnte etwas sorgfältiger sein.

Ridder, A. de et W. Deonna: L'Art en Grèce. Avec 67 figures dans le texte et 20 planches hors texte. Paris: La Renaissance du Livre 1924. (XXVIII, 430 S.) 8°. = L'Évolution de l'Humanité. Synthèse collective dirigée par Henri Berr. Fr. 20 —. Bespr. von Valentin Müller, Berlin.

Das Buch ist, wie das in der OLZ 1925, 358 besprochene von Glotz, la civilisation égéenne, in der Bibliothèque de Synthèse Historique erschienen, die die „évolution de l'humanité" in wissenschaftlichen Darstellungen führender französischer Gelehrter einem weiteren Leserkreis vorführen will. Man kann sagen, daß der vorliegende Band eine glückliche Vereinigung von Wissenschaftlichkeit und Faßlichkeit für Leser, die nicht dem engeren Fachkreise angehören, darstellt; es bietet daher dem Orientalisten eine gute zusammenfassende Übersicht; dieser findet auch ständig Hinweise auf die orientalische Kunst, indem auf deren Einfluß auf die frühgriechische und andererseits auch auf die im

ganzen Kulturleben begründete Verschiedenheit griechischer und orientalischer Kunst aufmerksam gemacht wird. Dabei wird nicht wie gewöhnlich nur die stilistische Entwicklung gegeben, sondern der Hauptteil und die Hauptstärke liegt in der Verknüpfung der Kunst mit der Gesamtkultur der Griechen. Nach der Einleitung, die allein von de Ridder stammt und ein Zehntel des Buches ausmacht, beginnt daher Deonna (Professor in Genf) im ersten Teil mit: Le but de l'art — l'art et la cité; dabei wird u. a. behandelt: l'artiste et le public — l'art et la religion — la constitution publique — les événements historiques — les rangs de la société — les mœurs. Der zweite Teil: les agents de réalisation führt den Anteil der verschiedenen griechischen Stämme vor, der dritte: la réalisation behandelt les branches de l'art, les matériaux, les attitudes, l'anatomie, la draperie, la vision, der vierte zeichnet l'idéal et son évolution, der Schluß den Einfluß fremder Kunst auf die griechische und den dieser auf die übrige antike und die moderne und erörtert le miracle grec. Im ganzen wie im einzelnen kann man den Ausführungen nur zustimmen; zu bemängeln wäre einzig und allein das Messen der archaischen Kunst an der klassischen im engeren Sinne, wodurch das Negative, das Nochnichtkönnen, zu ungunsten der positiven Werte des archaischen Stils zu stark hervortritt; nicht ganz befriedigend ist die Auswahl der Tafelabbildungen, die einige für Nichtarchäologen zu wenig für die griechische Kunst repräsentative Werke geben, während eine Anzahl schematischer Skizzen im Text von außerordentlichem Werte sind.

Galling, Kurt: **Der Altar in den Kulturen des alten Orients.** Eine archäologische Studie. Mit zwei Abschnitten von Paul Lohmann und einem Vorwort von Hugo Greßmann. Berlin: Karl Curtius 1925. (VIII, 108 S. mit 16 Taf.) 4°. Gm. 26.—. Bespr. von Valentin Müller, Berlin.

Es ist ein nicht hoch genug zu schätzendes Verdienst Greßmanns, daß er immer wieder mit Nachdruck auf die Monumente als „eine zweite gleichwertige Quelle neben der Literatur des Alten Testaments" hinweist und ihre Bearbeitung im „Zusammenhang mit der historisch-geographischen Umwelt" fordert. Eine erfreuliche Frucht dieser Anregung ist die vorliegende Arbeit, denn G. zeigt sich seiner Aufgabe, die über den Kreis der israelitischen Kultur weit hinausgreift, vollkommen gewachsen. Zwei Kapitel stammen von einem anderen Schüler Greßmanns, der im Krieg den Heldentod gefunden hat. 16 Tafeln mit den Abbildungen der besprochenen Altäre in Umrißzeichnungen wie Druck und Papier geben dem Werk eine ungewöhnlich gute Ausstattung.

Behandelt wird der ägyptische, altbabylonische, assyrische, syrisch-phönikische, persische und altkleinasiatische Altar und zwar nicht nur der Altar im engsten Sinne, sondern auch der oft ständerartige Räucheraltar und die Libationsgeräte. Jedes Kapitel hat eine Einleitung, die kurz, wenn nötig, die historischen, sonst die kulturellen bzw. religiösen Verhältnisse und Quellen gibt, bietet dann die Behandlung der Typen und schließt mit einer Aufzählung der Arten und Herausarbeitung des Wesens des Opfers überhaupt in der betreffenden Kultur. So durchzieht Klarheit, Zuverlässigkeit, saubere Methode und gesundes Urteil die ganze Arbeit.

Ich gebe eine kurze Übersicht mit einigen Bemerkungen. Die ägypt. Altäre zerfallen in A Steinaltäre und B bewegliche aus Ton, Holz oder Bronze. A. § 1 die Hoteptafel, die die in Stein umgesetzte Matte mit einem Napf mit Brotlaib ist, wobei, bezeichnend für das flächige Grundprinzip aller ägypt. Kunst, Napf und Brot als viereckiger Ansatz an der oblongen Platte gebildet wird. Nebenformen sind die Rundtafel und die oblonge Platte mit Spendebecken. § 2. Die Hoteptafel wird zu einem monumentalen Altar ausgestaltet, in Abusir u. a. a. O. § 3. Eine zweite Altarform ist der Stufenaltar, den Reliefs aus el-Amarna verdeutlichen. § 4. Schalenaltar. § 5. Tischaltar. B § 6. Altartische, rund und viereckig. § 7. Opferständer. § 8. Libationsgeräte: Flaschen, Standgefäße. § 9. Räuchergeräte.

Die Behandlung des mesopotamischen Altars durch Lohmann fällt ein wenig gegen die Abschnitte G.s ab. Vor allem ist sie vor 10 Jahren erfolgt, so daß G. eine Reihe von Nachträgen geben muß. Benutzt sind daher die unerfreulichen und nicht immer genauen Zeichnungen von Ward und noch nicht die guten photographischen Reproduktionen aus Webers Siegelbildern und neueren Katalogen; auch in der Datierung der Cylinder herrscht deshalb einige Unsicherheit; doch sind das Kleinigkeiten, die die Ergebnisse nicht berühren. Typus A. Absatzaltar, den jetzt die Tonhäuschen aus Assur, deren Deutung als Altäre in Hausform sich G. anschließt, veranschaulichen. Ein mit Quadraten gemustertes Beispiel auf einem Cylinder wird man nicht mit L. als aus Rohr geflochten, sondern als aus Ziegeln aufgebaut ansehen, trotzdem es nach der literarischen Überlieferung A. aus Rohr gegeben hat (vgl. Meißner, Babylonien und Assyrien II 76). B. Vasenaltar. Zu ihm ist die Licht verbreitende Behandlung Andraes in den arch. Ischtartempeln nachzutragen. C. Der Quaderaltar, der aber, da er nicht aus „Quadern", sondern aus Ziegelschichten besteht,

vielleicht besser Blockaltar hieße. Hinzuzufügen ist das vor dem Ninmachtempel in Babylon gefundene Beispiel (Koldewey, Tempel von Babylon u. Borsippa 6). E. Als Brandopferaltäre werden der von Nippur und ein Gebilde hinter dem gefesselten Rind auf der Geierstele angesprochen. § 6 zählt die Opfertischarten auf, § 13 die Gefäße für flüssige Opfer. Den großen Krug, aus dem zwei Figuren mittelst Röhren trinken, auch hineinzuziehen, geht aber doch vielleicht etwas zu weit. Auch ob man mit L. sagen kann: „ein Band des Vertrauens verbindet den Opferer und die Gottheit", scheint mir bei dem düsteren, auf die Furcht vor der zürnenden Gottheit eingestellten Charakter der babylonischen Religion zweifelhaft.

Das 3. Kap. über den assyrischen Altar, gleichfalls von L., bringt zunächst eine nützliche Übersicht über die Darstellungen von Opferhandlungen auf Reliefs. Als Typen werden dann unterschieden der Rundaltar mit dreieckiger Basis, der Zinnenaltar und der Bankaltar; letzterer wird von anderen als Kultsockel angesehen, wofür eine Darstellung mit Symbol (jetzt bei Meißner, Babylonien und Assyrien II 10) spricht. Wollte man L.s Deutung, der auch G. beistimmt, retten, so könnte man als Kompromißlösung vorschlagen, daß der Typus, wie G. es für hethitische und peträische Beispiele wahrscheinlich macht, beide Bedeutungen gehabt habe. Die Polster erklärt L. für die Rudimente von ursprünglich aufgeschichtetem Brennholz, von dem man an den Seiten Lagen habe übrig gelassen, um das Herunterfallen von brennenden Räucherhölzern zu verhindern; darüber befände sich noch die Nachahmung einer Altardecke. Es folgen der kandelaberförmige und der dreiseitige Räucheraltar, der löwenfüßige und die privaten Altartische, endlich für flüssige Opfer Hand- und Standgefäße. Die von Andrae behandelten Ständer fehlen noch in der Behandlung.

Wieder von G. stammt Kap. 4 „der A. im syrisch-phönikischen Kulturkreis" (einschließlich des peträischen). Er wendet sich mit Recht gegen die Theorie von der Entstehung des Altars aus der Massebe und nimmt unabhängige Entstehung an. Er stützt sich dabei auf die sprachliche Tatsache, daß es zwei verschiedene Bezeichnungen für Kultstein und Massebe gibt und kommt zu folgenden Thesen: „1. Der A. ist nach isr. Vorstellung von dem Augenblick an da, wo für die Zerstücklung des Opfertieres und das Niederlegen der Teile eine besondere, heilige Stätte, eben die Schlachtstätte (misbeach) erforderlich wird. 2. Davor liegt eine Epoche, in der man . . . Spenden an heiliger Stätte niederlegte, wobei Schächtung und Schlachtung als profaner Akt galten, und in der man das reine Blutopfer über der Massebe darbrachte . . . 3. Später hat man die Tiere . . . vor dem Altar geschächtet, das Blut der Massebe zugeführt, die Fleischstücke auf den Altar gelegt. Altar und Massebe stehen nebeneinander. 4. Durch den Zusammenhang mit der Massebe entwickelt sich der Altar über die verschiedenen Formen der Felsplatte, des Findlingsblockes und des Stein- (oder Erd-) Haufens zum Massebenaltar. Der Kultstein wird entweder hinten an den Altar angesetzt oder auf ihn gestellt. Neben der Einzelmassebe findet sich die Massebenreihe (ohne eine Mehrheit von Göttern darzustellen!); bei der Vierzahl der Masseben treten diese an die Ecken und werden im A. T. mißverständlich als Hörner bezeichnet. 5. Das Ganzbrandopfer, das vordem auf einer platten Altarfläche verbrannt wurde, und das aus räumlichen Gründen auf einem Massebenaltar der Art, daß der Kultstein in der Mitte stand, nicht dargebracht worden konnte, übernimmt den Hörneraltar, der die charakteristische Form des syr.-phön. Altars ist. 6. In der jüngsten Entwicklungsstufe treten das Weihrauchopfer, das an sich sehr viel älter sein mag, und der Hörneraltar zusammen. Hier sind die Hörner (= Masseben) völlig widersinnig und nur noch Ornament". Die starke kultische Bedeutung, die nach der lit. Überlieferung diese Hörner anfangs gehabt haben, scheint mir die, von mir zuerst gehegte, Ansicht zu widerlegen, daß sie von Anfang an Ornament und nichts anderes als die mehr oder minder getreue Nachbildung des assyrischen Zinnenornaments seien.

Beim persischen A. erklärt G. die Form des Doppelfelsaltars von Persepolis als Nachbildung eines Feuertempels; auch den „Feuertempel" auf parthischen Münzen faßt er m. E. mit Recht als „Zinnenaltar" in Tempelform auf. Weiter bespricht er den Tischaltar, den löwenfüßigen Bronzealtar, das kandelaberförmige Bronzebecken.

Von hethitischen A. werden festgestellt: 1. der Tischaltar, der sich in Öjük (sic), Fraktin und Jarre findet. Für das seltsame Gebilde auf dem A. von Fraktin, das G. für einen Falken erklärt, möchte ich noch eine andere Deutung vorschlagen: da der Unterkörper das Unterteil einer gewandeten menschlichen Figur darstellt, sehe ich in ihm einen Dämon mit Vogelkopf und Flügelarmen ägyptischer Art. Letztere hat Greßmann scharfsinnig auch für die Cherube auf der Lade Jahves erschlossen. In Analogie der syr.-phön. Massebenaltäre spricht G. den auf zwei Statuensockeln aus Boghaz-köi dargestellten A. mit zwei pfeilerförmigen Aufsätzen als einen solchen an (2. h. Typus); er

ganzen Kulturleben begründete Verschiedenheit griechischer und orientalischer Kunst aufmerksam gemacht wird. Dabei wird nicht wie gewöhnlich nur die stilistische Entwicklung gegeben, sondern der Hauptteil und die Hauptstärke liegt in der Verknüpfung der Kunst mit der Gesamtkultur der Griechen. Nach der Einleitung, die allein von de Ridder stammt und ein Zehntel des Buches ausmacht, beginnt daher Deonna (Professor in Genf) im ersten Teil mit: Le but de l'art — l'art et la cité; dabei wird u. a. behandelt: l'artiste et le public — l'art et la religion — la constitution publique — les événements historiques — les rangs de la société — les mœurs. Der zweite Teil: les agents de réalisation führt den Anteil der verschiedenen griechischen Stämme vor, der dritte: la réalisation behandelt les branches de l'art, les matériaux, les attitudes, l'anatomie, la draperie, la vision, der vierte zeichnet l'idéal et son évolution, der Schluß den Einfluß fremder Kunst auf die griechische und den dieser auf die übrige antike und die moderne und erörtert le miracle grec. Im ganzen wie im einzelnen kann man den Ausführungen nur zustimmen; zu bemängeln wäre einzig und allein das Messen der archaischen Kunst an der klassischen im engeren Sinne, wodurch das Negative, das Nochnichtkönnen, zu ungunsten der positiven Werte des archaischen Stils zu stark hervortritt; nicht ganz befriedigend ist die Auswahl der Tafelabbildungen, die einige für Nichtarchäologen zu wenig für die griechische Kunst repräsentative Werke geben, während eine Anzahl schematischer Skizzen im Text von außerordentlichem Werte sind.

Galling, Kurt: Der Altar in den Kulturen des alten Orients. Eine archäologische Studie. Mit zwei Abschnitten von Paul Lohmann und einem Vorwort von Hugo Greßmann. Berlin: Karl Curtius 1925. (VIII, 108 S. mit 16 Taf.) 4°. Gm. 26.—. Bespr. von Valentin Müller, Berlin.

Es ist ein nicht hoch genug zu schätzendes Verdienst Greßmanns, daß er immer wieder mit Nachdruck auf die Monumente als „eine zweite gleichwertige Quelle neben der Literatur des Alten Testaments" hinweist und ihre Bearbeitung im „Zusammenhang mit der historisch-geographischen Umwelt" fordert. Eine erfreuliche Frucht dieser Anregung ist die vorliegende Arbeit, denn G. zeigt sich seiner Aufgabe, die über den Kreis der israelitischen Kultur weit hinausgreift, vollkommen gewachsen. Zwei Kapitel stammen von einem anderen Schüler Greßmanns, der im Krieg den Heldentod gefunden hat. 16 Tafeln mit den Abbildungen der besprochenen Altäre in Umrißzeichnungen wie Druck und Papier geben dem Werk eine ungewöhnlich gute Ausstattung.

Behandelt wird der ägyptische, altbabylonische, assyrische, syrisch-phönikische, persische und altkleinasiatische Altar und zwar nicht nur der Altar im engsten Sinne, sondern auch der oft ständerartige Räucheraltar und die Libationsgeräte. Jedes Kapitel hat eine Einleitung, die kurz, wenn nötig, die historischen, sonst die kulturellen bzw. religiösen Verhältnisse und Quellen gibt, bietet dann die Behandlung der Typen und schließt mit einer Aufzählung der Arten und Herausarbeitung des Wesens des Opfers überhaupt in der betreffenden Kultur. So durchzieht Klarheit, Zuverlässigkeit, saubere Methode und gesundes Urteil die ganze Arbeit.

Ich gebe eine kurze Übersicht mit einigen Bemerkungen. Die ägypt. Altäre zerfallen in A Steinaltäre und B bewegliche aus Ton, Holz oder Bronze. A. § 1 die Hoteptafel, die die in Stein umgesetzte Matte mit einem Napf mit Brotlaib ist, wobei, bezeichnend für das flächige Grundprinzip aller ägypt. Kunst, Napf und Brot als viereckiger Ansatz an der oblongen Platte gebildet wird. Nebenformen sind die Rundtafel und die oblonge Platte mit Spendebecken. § 2. Die Hoteptafel wird zu einem monumentalen Altar ausgestaltet, in Abusir u. a. a. O. § 3. Eine zweite Altarform ist der Stufenaltar, den Reliefs aus el-Amarna verdeutlichen. § 4. Schalenaltar. § 5. Tischaltar. B § 6. Altartische, rund und viereckig. § 7. Opferständer. § 8. Libationsgeräte: Flaschen, Standgefäße. § 9. Räuchergeräte.

Die Behandlung des mesopotamischen Altars durch Lohmann fällt ein wenig gegen die Abschnitte G.s ab. Vor allem ist sie vor 10 Jahren erfolgt, so daß G. eine Reihe von Nachträgen geben muß. Benutzt sind daher die unerfreulichen und nicht immer genauen Zeichnungen von Ward und noch nicht die guten photographischen Reproduktionen aus Webers Siegelbildern und neueren Katalogen; auch in der Datierung der Cylinder herrscht deshalb einige Unsicherheit; doch sind das Kleinigkeiten, die die Ergebnisse nicht berühren. Typus A. Absatzaltar, den jetzt die Tonhäuschen aus Assur, deren Deutung als Altäre in Hausform sich G. anschließt, veranschaulichen. Ein mit Quadraten gemustertes Beispiel auf einem Cylinder wird man nicht mit L. als aus Rohr geflochten, sondern als aus Ziegeln aufgebaut ansehen, trotzdem es nach der literarischen Überlieferung A. aus Rohr gegeben hat (vgl. Meißner, Babylonien und Assyrien II 76). B. Vasenaltar. Zu ihm ist die Licht verbreitende Behandlung Andraes in den arch. Ischtartempeln nachzutragen. C. Der Quaderaltar, der aber, da er nicht aus „Quadern", sondern aus Ziegelschichten besteht,

vielleicht besser Blockaltar hieße. Hinzuzufügen ist das vor dem Ninmachtempel in Babylon gefundene Beispiel (Koldewey, Tempel von Babylon u. Borsippa 6). E. Als Brandopferaltäre werden der von Nippur und ein Gebilde hinter dem gefesselten Rind auf der Geierstele angesprochen. § 6 zählt die Opfertischarten auf, § 13 die Gefäße für flüssige Opfer. Den großen Krug, aus dem zwei Figuren mittelst Röhren trinken, auch hineinzuziehen, geht aber doch vielleicht etwas zu weit. Auch ob man mit L. sagen kann: „ein Band des Vertrauens verbindet den Opferer und die Gottheit", scheint mir bei dem düsteren, auf die Furcht vor der zürnenden Gottheit eingestellten Charakter der babylonischen Religion zweifelhaft.

Das 3. Kap. über den assyrischen Altar, gleichfalls von L., bringt zunächst eine nützliche Übersicht über die Darstellungen von Opferhandlungen auf Reliefs. Als Typen werden dann unterschieden der Rundaltar mit dreieckiger Basis, der Zinnenaltar und der Bankaltar; letzterer wird von anderen als Kultsockel angesehen, wofür eine Darstellung mit Symbol (jetzt bei Meißner, Babylonien und Assyrien II 10) spricht. Wollte man L.s Deutung, der auch G. beistimmt, retten, so könnte man als Kompromißlösung vorschlagen, daß der Typus, wie G. es für hethitische und peträische Beispiele wahrscheinlich macht, beide Bedeutungen gehabt habe. Die Polster erklärt L. für die Rudimente von ursprünglich aufgeschichtetem Brennholz, von dem man an den Seiten Lagen habe übrig gelassen, um das Herunterfallen von brennenden Räucherhölzern zu verhindern; darüber befände sich noch die Nachahmung einer Altardecke. Es folgen der kandelaberförmige und der dreiseitige Räucheraltar, der löwenfüßige und die privaten Altartische, endlich für flüssige Opfer Hand- und Standgefäße. Die von Andrae behandelten Ständer fehlen noch in der Behandlung.

Wieder von G. stammt Kap. 4 „der A. im syrisch-phönikischen Kulturkreis" (einschließlich des peträischen). Er wendet sich mit Recht gegen die Theorie von der Entstehung des Altars aus der Massebe und nimmt unabhängige Entstehung an. Er stützt sich dabei auf die sprachliche Tatsache, daß es zwei verschiedene Bezeichnungen für Kultstein und Massebe gibt und kommt zu folgenden Thesen: „1. Der A. ist nach isr. Vorstellung von dem Augenblick an da, wo für die Zerstücklung des Opfertieres und das Niederlegen der Teile eine besondere, heilige Stätte, eben die Schlachtstätte (misbeach) erforderlich wird. 2. Davor liegt eine Epoche, in der man . . . Spenden an heiliger Stätte niederlegte, wobei Schächtung und Schlachtung als profaner Akt galten, und in der man das reine Blutopfer über der Massebe darbrachte . . . 3. Später hat man die Tiere . . . vor dem Altar geschächtet, das Blut der Massebe zugeführt, die Fleischstücke auf den Altar gelegt. Altar und Massebe stehen nebeneinander. 4. Durch den Zusammenhang mit der Massebe entwickelt sich der Altar über die verschiedenen Formen der Felsplatte, des Findlingsblockes und des Stein- (oder Erd-) Haufens zum Massebenaltar. Der Kultstein wird entweder hinten an den Altar angesetzt oder auf ihn gestellt. Neben der Einzelmassebe findet sich die Massebenreihe (ohne eine Mehrheit von Göttern darzustellen!); bei der Vierzahl der Masseben treten diese an die Ecken und werden im A. T. mißverständlich als Hörner bezeichnet. 5. Das Ganzbrandopfer, das vordem auf einer platten Altarfläche verbrannt wurde, und das aus räumlichen Gründen auf einem Massebenaltar der Art, daß der Kultstein in der Mitte stand, nicht dargebracht worden konnte, übernimmt den Hörneraltar, der die charakteristische Form des syr.-phön. Altars ist. 6. In der jüngsten Entwicklungsstufe treten das Weihrauchopfer, das an sich sehr viel älter sein mag, und der Hörneraltar zusammen. Hier sind die Hörner (= Masseben) völlig widersinnig und nur noch Ornament". Die starke kultische Bedeutung, die nach der lit. Überlieferung diese Hörner anfangs gehabt haben, scheint mir die, von mir zuerst gehegte, Ansicht zu widerlegen, daß sie von Anfang an Ornament und nichts anderes als die mehr oder minder getreue Nachbildung des assyrischen Zinnenornaments seien.

Beim persischen A. erklärt G. die Form des Doppelfelsaltars von Persepolis als Nachbildung eines Feuertempels; auch den „Feuertempel" auf parthischen Münzen faßt er m. E. mit Recht als „Zinnenaltar" in Tempelform auf. Weiter bespricht er den Tischaltar, den löwenfüßigen Bronzealtar, das kandelaberförmige Bronzebecken.

Von hethitischen A. werden festgestellt: 1. der Tischaltar, der sich in Öjük (sic), Fraktin und Jarre findet. Für das seltsame Gebilde auf dem A. von Fraktin, das G. für einen Falken erklärt, möchte ich noch eine andere Deutung vorschlagen: da der Unterkörper das Unterteil einer gewandeten menschlichen Figur darstellt, sehe ich in ihm einen Dämon mit Vogelkopf und Flügelarmen ägyptischer Art. Letztere hat Greßmann scharfsinnig auch für die Cherube auf der Lade Jahves erschlossen. In Analogie der syr.-phön. Massebenaltäre spricht G. den auf zwei Statuensockeln aus Boghaz-köi dargestellten A. mit zwei pfeilerförmigen Aufsätzen als einen solchen an (2. h. Typus); er

rückt diese Aufsätze, die Weber für Bergsymbole hält, daher an den hinteren Rand. Dann wird weiter das Libationsopfer und der Totenmahltisch, bei dem mir aber der sakrale Charakter zweifelhaft ist, auf nordsyrischen Grabsteinen, die G. 1250—750 datiert, besprochen. Den Schluß bilden die phrygischen Stufenaltäre, bei denen er sich der mir unwahrscheinlichen These Brandenburgs, daß die Stufen die Abbreviatur des sitzenden Götterbildes seien, allzu geneigt zeigt.

Der letzte Abschnitt behandelt die „Typenzusammenhänge innerhalb des alten Orients und die Einwirkung auf griechische Altarformen." Die Skepsis, die an sich natürlich besser ist als phantastische Abhängigkeitstheorien, ist hier vielleicht etwas zu weit getrieben. Für den Stufenaltar wird spontane Entstehung angenommen. Der Tierklaue an den Altartischbeinen wird Aufkommen im Zweistromland und Verbreitung von dort nach Westen bis Griechenland, hier im profanen Kunstgewerbe, zugeschrieben. Dies wird richtig sein, da sie beim Profanmöbel schon früh vorkommt, wie der Zylinder Perrot-Chipiez Hist. de l'Art II Abb. 3 zeigt. Der Zinnenschmuck wird als in Assyrien entstanden angesehen, von wo er auf die syr.-phön. und pers. A. übergegangen ist; das gleiche wird für den kandelaberförmigen Räucheraltar behauptet. Mit Andrae und Frankfort (Stud. in the Early Pottery I 127ff.) nehme ich hier einen allgemeinen Zusammenhang zwischen Mesopotamien und Ägypten schon in den frühesten Zeiten an und leite die jungass. von den altass., eben gemeinmesopotamischen, Typen her.

Für den griech. Absatzaltar wird mit Reichel die Möglichkeit (nicht mehr) orientalischen Einflusses zugegeben, für den Volutenaltar ein non liquet aufgestellt, das wohl zu skeptisch ist, für die hellenistische Altarterrasse mit Recht orientalischer Einfluß angenommen, doch vielleicht allzu sehr auf speziell persischen beschränkt.

Schäfer, Heinrich: Grundlagen der ägyptischen Rundbildnerei und ihre Verwandtschaft mit denen der Flachbildnerei. Mit 10 Abb. Leipzig: J. C. Hinrichs 1923. (40 S.) 8°. = Der Alte Orient. 23. Bd., 4. Heft. Rm. — 75. Bespr. von H. Wolff, Königsberg i. Pr.

Mit der Arbeit, die das vorliegende dünne Heft füllt, schließt der ausgezeichnete Gelehrte ein dreißigjähriges Gedankenweben ab, wie er schreibt. Der bedeutsame Inhalt wirkt heute obendrein sehr „aktuell". Nicht daß der Verfasser aus einer Einstellung auf moderne Kunst und ausgerüstet mit deren Theorien sein Gebiet untersuchte, wie das heute gern versucht wird. Umgekehrt vielmehr stellt er der heute zeitgemäßen Auffassung von ägyptischer Kunst immer wieder entgegen, was wir von dieser Kunst wirklich wissen.

Von Ägyptens Rundplastik vor allem will der Verfasser sprechen, und von ihren Grundlagen, nachdem er in einem früheren Werk die Darstellungsgesetze behandelte, die dem Relief und der Malerei Ägyptens gemeinsam sind. An der Hand einiger Abbildungen setzt er zunächst das ganz systematische Werkverfahren der ägyptischen Rundbildner auseinander.

Lehrreich für heutige Künstler und Kunstrichter könnten aber vor allem die weiteren Ausführungen sein, die sich mit der besonderen Eigenart der ägyptischen Auffassung beschäftigen. Daß die Geschlossenheit der ägyptischen Steinplastik aus dem Gebot des Werkstoffes entsprang, war wohl stets einleuchtend. Daß dieses „Gebot" schließlich in den „Willen" dieser Plastik aufgenommen wurde, erscheint durchaus glaubhaft. Es überrascht aber doch, wie sehr die Forderungen der Steinbehandlung als Fesselung empfunden wurden: bei denselben Motiven in Holz oder Metall wurde die Möglichkeit freierer Entfaltung durchaus benützt. Ja, es läßt sich erweisen, daß dieselbe Freiheit auch beim Stein im Grunde das erwünschtere gewesen wäre: statt der Füllungen findet man manchmal wirkliche Durchbrüche. Noch mehr: man findet auch unendlich oft Füllungen als „Löcher" schwarz bemalt oder aber weiß bemalt, als „Nichts". Auch das Bemalen der Plastiken entsprechend den Farben der Vorbilder oder das Einsetzen „natürlich" glänzender Augen zeigt schließlich, wie sehr man doch an die Natur herandrängte. Die Versuchung, Formen aus einem Werkstoff auf einen anderen zu übertragen, lag im übrigen fern, da jedes Werk in dem Stoff in Angriff genommen wurde, für den es gedacht war. Vom Metall natürlich abgesehen.

Was zu der allgemeinen Schaffensgrundlage hinzutrat, um die Werke eben zu ägyptischen zu machen, sei mit Worten kaum zu sagen, meint der Verfasser. Es aus dem Seelenleben des Ägypters erfassen zu wollen, möchte ein richtiger Gedanke sein. Aber was die Religion etwa beträfe, so kenne er zurzeit noch niemand, der sich vermessen dürfe, wirklich ihren Geist fassen zu können. Die Verbindung mit der Baukunst war gewiß von vornherein gegeben, doch sei die Geschichte der ägyptischen Baukunst bisher kaum über das Technische hinausgegangen. Die Dichtkunst sei noch so gut wie unerforscht, und von der Musik Ägyptens wüßten wir überhaupt nichts.

Zum Verständnis der allgemeinen Grundlage ägyptischen Kunstschaffens aber führt der Verfasser uns über das Ereignis „Griechenland",

Er verwahrt sich bei dieser Gelegenheit gegen heutige Torheit, griechische Kunst zugunsten der ägyptischen als Verirrung abtun zu wollen. Aber zwei entgegengesetzte Pole seien es allerdings. Und er gibt uns eine bewegende Schilderung des Risses, den griechische Anschauung — aus einer bestimmten Lage des griechischen Geisteslebens — damals in die Völker brachte: Kunst aus dem Sehen statt der bisherigen Kunst aus dem Wissen. Etwas umwälzend Neues, allenfalls der Erkenntnis der Perspektive vergleichbar. „Wahrnehmig" und „vorstellig" benennt der Verfasser die getrennten Arten. Bis 500 v. Chr. galt nur die vorstellige Art. Noch heute haben sie alle, zu denen der Einfluß griechischer Kunst nicht drang, insbesondere haben sie alle Kinder, und jeder von uns mußte einst den Übergang zur wahrnehmigen Art in sich durchkämpfen.

Aus dieser Gegenüberstellung wird deutlich, daß für alle Menschen, die nicht „griechisch lernten", von allen Natureindrücken immer nur einige wenige lebendig genug wurden, um eine zur Wiedergabe wirksame „Vorstellung" zu erzeugen. Daher ist es nicht ägyptisch empfunden, wenn wir heute ägyptische Rundwerke mitunter in Schrägansichten abbilden, denn die ägyptische Plastik war — in enger Beziehung zur ägyptischen Zeichenkunst — an rechtwinklig zueinanderstehende Ansichten gebunden, selbst in El Amarna, der freiesten Epoche. Aber diese „Richtungsgeradheit" bedeutet kein Kunstwollen des Ägypters, bedeutet vielmehr eine Form der Naturerforschung (in dem Sinne, wie Adolf Hildebrand ihn gebrauchte). Ebenso, wie auch das griechische Gegenteil, die Richtungsfreiheit, oder wie Perspektive und anderes eine solche Naturerforschung bedeuteten. Mit Kunst haben alle diese Dinge wenig zu tun, sie haben ästhetische Bedeutung nur, insofern sie im Genuß hemmen oder fördern können, je nach der Erziehung des Beschauers. Wenn in solchen Fortschritten einst fälschlich Fortschritte der Kunst gesehen wurden, müsse man heute vor der gegenteiligen Auffassung warnen, als ob vorstelliges Zeichnen und richtungsgerades Rundbilden das wertvollere sei.

Denn daß heute ein Künstler wieder aus derselben Einstellung schaffe, wie die Ägypter, sei natürlich undenkbar, man müßte denn glauben, einen Menschen oder gar ein Volk so erziehen zu können, daß ihm mit Verkürzungen rechnende Flach- oder Rundbilder nie vor Augen kämen. Anderenfalls seien das Ergebnis eben nur Werke, die vielleicht ägyptisch aussähen, aber aus einem ganz anderen Geist geboren wurden.

Verständnis für die wahrhafte Art der ägyptischen Kunst zu wecken, obgleich es eine andere Art auf uns fremder Grundlage sei, sei eines der Ziele des vorliegenden Buches. Aus solcher Erkenntnis gerade werde hoffentlich echte und feste Liebe zur ägyptischen Kunst erwachsen.

Pridik, Alexander: **Mut-em-wija. Die Mutter Amenhotep's (Amenophis') III.** Dorpat 1924. (8 S.) gr. 8°. Bespr. von W. Wolf, Berlin.

Das Ziel des Aufsatzes von Pridik ist der Nachweis, daß Mutemwija, die Gemahlin Thutmosis' IV und Mutter Amenhoteps III, nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, identisch ist mit der Mitanniprinzessin, die Thutmosis IV nach Ausweis der Amarnabriefe geheiratet hat. Sein Gedankengang ist folgender: Thutmosis IV hat nur etwa 9 Jahre regiert. Da nach seinem Tode sein Sohn Amenhotep III sofort selbständig handelnd auftritt, muß dieser älter als 9 Jahre gewesen und also geboren worden sein, als sein Vater noch Kronprinz war. Das ist zweifellos richtig. Nun ist es weiter nach Pridik undenkbar, daß Thutmosis IV seine Ehe mit der Mitanniprinzessin vor der Thronbesteigung geschlossen hat. Einmal hätte Thutmosis IV nach der betreffenden Stelle der Amarna-Briefe selbst um die Hand der Mitannierin angehalten, müsse also schon König gewesen sein, ferner hätte der Fürst von Mitanni seine Tochter schwerlich einem Prinzen, selbst nicht dem Thronfolger gegeben, und schließlich scheine seine Thronfolge nach der Sphinxinschrift unsicher gewesen zu sein. Diese Gründe scheinen mir nicht unbedingt überzeugend zu sein. Warum soll der Fürst von Mitanni nicht eine seiner Töchter einem ägyptischen Prinzen gegeben haben? Wir wissen ja gar nicht, welche Gründe die Mitannifürsten veranlaßten, eine sich ihnen bietende Verbindung mit dem ägyptischen Königshause einzugehen. Und warum sollte nicht ein Prinz des ägyptischen Herrscherhauses durchaus ein ebenbürtiger Gatte für eine mitannische Prinzessin sein?

Pridik meint dann weiter, daß eine fremde Fürstentochter unmöglich die Rolle der offiziellen Königin neben den übrigen Haremsdamen hätte spielen können. Das hat Mutemwija allem Anschein nach nie getan. Im Gegensatz zu einer andern Gemahlin Thutmosis IV heißt Mutemwija niemals „Königstochter", es gibt nicht ein einziges Denkmal mit dem Namen Mutemwijas aus der Zeit ihres Gemahls Thutmosis, sondern alle stammen aus der Zeit ihres Sohnes Amenhotep. Das spricht gerade sehr dafür, in Mutemwija, die offenbar zu Zeiten ihres Mannes eine untergeordnete Rolle gespielt hat, die Mitannierin zu erblicken.

Noch etwas anderes würde dazu passen. Hatschepsut hat auf den Wänden ihres Tempels

von Der el bahari die Geschichte ihrer Geburt darstellen lassen, in der ihre göttliche Zeugung durch Amon dargetan wird. Der Zweck dieser Bilder war offenbar der, durch Betonung ihrer göttlichen Abstammung sich ihren Gegnern gegenüber, mit denen sie ihr Leben lang um die Herrscherwürde stritt, zu legitimieren. Diese Darstellungen hat Amenhotep III in seinem Tempel von Luksor mitsamt den erklärenden Beischriften kopiert und auf sich übertragen. Sollte er vielleicht eine ähnliche Absicht gehabt haben und wegen seiner Abstammung von einer fremden Prinzessin genötigt gewesen sein, sich gleichfalls durch diese Geburtslegende zu legitimieren?

Der Beweis der Unmöglichkeit der Identität der Mutemwija und der mitannischen Prinzessin scheint mir nicht erbracht. Natürlich ist auch das Gegenteil, die Identität beider, einstweilen unbeweisbar.

Griffith, F. Ll.: **Oxford Excavations in Nubia.** Annals of Archaeology and Anthropology Vol. XI S. 115—25, 141—80; Taf. 14—72. Liverpool 1924. Bespr. von A. Wiedemann, Bonn.

Die Fortsetzung des ebenso sorgsamen wie anschaulichen Berichtes von Griffith über seine Ausgrabungen in Nubien (vgl. OLZ 28 Sp. 73ff.) bespricht zunächst einige historische Fragen. Eine kurze Übersicht über die Geschichte Unter-Nubiens zeigt, wie dieses nie eine selbständige Rolle zu spielen vermochte, vielmehr stets eine leichte Beute seiner nördlichen oder südlichen Nachbarn wurde. Die Eindringlinge brachten jeweils ihre Kultur mit und pfropften diese gelegentlich den Eingeborenen auf. Sobald sich jedoch die Fremden zurückzogen, versank die wenig zahlreiche, wesentlich aus Nomaden bestehende einheimische Bevölkerung wieder in ihren althergebrachten ärmlichen, unentwickelten Zustand. Diese Tatsache erklärt die großen Lücken in der monumentalen Überlieferung des Landes nach dem Ende der 1., 12. und 19. Dynastie, dann mehrfach während der meroitischen und islamischen Zeit. Einige mit diesem Verlaufe verbundene Einzelpunkte werden vom Verf. besonders erörtert: Der Dodekaschoinos und seine Bedeutung, die meroitische Blüteperiode vom Ende des 1. Jahrhunderts v. Chr. bis zur Mitte des 3. Jahrhunderts n. Chr., die Kämpfe der Römer um die Südgrenze Nubiens, die Rolle der Blemmyer und Nobaten.

Der Ausgrabungsbericht selbst bringt einen kurzen Nachtrag zu der Schilderung der spärlichen Überreste des Tempels des Tut-ânch-âmen zu Faras. Von außen angelehnt an die Nordwestseite seiner Außenmauern fand sich eine in den Boden eingesenkte Kammer, welche anscheinend in Verbindung zu anderen Anbauten des Tempels stand und eine Geheimkammer für dessen Schätze bildete, wie ähnliche kleine Schächte unter dem Fußboden größerer Häuser zu Tell el-Amarna nachgewiesen worden sind. Eingehend wird dann die meroitische Necropole bei diesem Tempel besprochen, in welcher über 2000 Gräber erschlossen wurden. Diese waren im allgemeinen von Ost nach West (der Nil als Süd-Nord-Linie genommen) gerichtet, der Tote lag ausgestreckt auf dem Rücken, sein Kopf nach Westen zu. Ausnahmen von dieser Lagerung kamen gelegentlich vor; nur 12, anscheinend der Blemmyerzeit entstammende Gräber zeigten Hockerstellung. Die Nekropole war im Altertum ausgeplündert worden, ihr Inhalt hatte durch Feuchtigkeit und weiße Ameisen gelitten, doch blieben trotzdem so zahlreiche Gegenstände erhalten, daß sich die Ausgrabung in vollem Maße lohnte.

In systematischer Weise stellt Gr. auf den Tafeln die Typen der verschiedenen Grabarten zusammen, veröffentlicht alle wichtigen Einzelstücke in Photographie oder Umrißzeichnung und schildert die Gegenstände in dem knapp gefaßten Texte. Auf Einzelpunkte und -Beobachtungen kann hier naturgemäß nicht genauer eingegangen werden. Von besonderer Wichtigkeit sind die hellenistischen Einflüsse, welche sich auf den Gefäßen Taf. 33, 45—53 und auf den Ringsteinen Taf. 60 in Dekoration und Technik zeigen. Dann die bei dem Bilde eines Negers (Taf. 52, S. 163) erkennbaren drei parallelen Schnittnarben auf der Backe, welche sich in ganz gleicher Weise noch jetzt bei Nubiern angebracht finden. Ein bronzener Spiegeldeckel (Taf. 56) klingt mit seinen sonderbaren eingeritzten Figuren von wirklichen und Fabeltieren fast an sassanidische Zeichnungen an. Sehr interessant sind ferner die in erhöhtem Relief gearbeitete, von vorn gesehene Gestalt einer Frau mit den für die meroitische Kunst charakteristischen herabhängenden vollen Brüsten (Taf. 65) und ein Ba-Vogel mit Menschenfüssen, die mit Sandalen bekleidet sind (Taf. 66). Die Veröffentlichung vor allem der Ausläufer hellenistischer Kunstrichtungen wird nicht nur den Ägyptologen, sondern auch den kassischen Archäologen eine Fülle von Material und Anregungen bringen.

Hopfner, Theodorus: **Fontes historiae religionis aegyptiacae.** Pars V. Bonn: A. Marcus & E. Weber 1925. (S. 711—932) = Fontes hist. relig. ex auctoribus Graecis et Latinis collectos ed. C. Clemen. Rm. 7 —. Bespr. von A. Wiedemann, Bonn.

Die Schlußlieferung des Werkes von Hopfner bringt zunächst eine Reihe byzantinischer Autoren, die durch die von ihnen verwertete ältere

Tradition auf einen gewissen Quellenwert Anspruch machen können, bis zu dem im 13. Jahrhundert lebenden Nicolaus Myrepsus hinab. Dann folgen nachzutragende Schriftstellerangaben, deren Aufnahme sich im Laufe der Ausarbeitung des Werkes als wünschenswert herausstellte, und einige Verbesserungen (S. 794 f., 932), wesentlich von Druckversehen. Ein alphabetisches Verzeichnis der benutzten Autoren zeigt, eine wie ausgedehnte und umfangreiche Literatur zu bewältigen war, ehe die von dem Verf. erstrebte und erzielte Vollständigkeit gewonnen werden konnte. Sehr eingehend ist das Sachregister (S. 803—932). Es begnügt sich nicht damit, bei den Stichworten die Stellen anzugeben, an denen dieselben vorkommen; es fügt weitergehend den einzelnen Stellen ihren wesentlichen Inhalt bei. Auf diese Weise gewinnt der Benutzer bei der Durchsicht des jeweiligen Artikels für jeden Gott, jedes heilige Tier, jeden Ort u. s. f. ohne weiteres eine Übersicht über alles das, was die klassische Literatur hierüber zu bemerken weiß. Es wird damit gleichzeitig für eine zusammenfassende Schilderung der ägyptischen Religion im Lichte der griechisch-römischen Überlieferung, für die Zusammenhänge der Quellenangaben der jeweils einschlägigen antiken Schriftsteller und sonstige ähnliche Untersuchungen eine feste Grundlage geschaffen. Das Werk erfüllt seine Aufgabe, als Sammlung aller klassischen Angaben über die ägyptische Religion zu dienen, in jeder Beziehung. In seiner Vollständigkeit und Zuverlässigkeit wird es ein unentbehrliches Rüstzeug von bleibendem Werte nicht nur für den Ägyptologen, sondern auch für den klassischen Philologen, Kulturhistoriker, Religionsforscher bilden. Dem Verfasser gebührt für seine mühevolle, hingebende, selbstlose Arbeit der dauernde Dank der Wissenschaft.

Kling, Hans: **Griechische Papyrusurkunden aus ptolemäischer und römischer Zeit.** (P. bibl. univ. Giss. 1—16) = Mitteilungen aus der Papyrussammlung der Gießener Universitätsbibliothek I. Gießen: A. Töpelmann 1924. (38 S.) gr. 8°. = Schriften der Hessischen Hochschulen. Universität Gießen. Jahrgang 1924. Heft 4. Bespr. von W. Schubart, Berlin.

Dies Heft eröffnet eine neue Reihe; während das Museum des Oberhessischen Geschichtsvereins zu Gießen seine Papyri längst durch E. Kornemann und P. M. Meyer herausgegeben hat, sind von den Papyri der Gießener Bibliothek bisher nur einzelne erschienen, begreiflicherweise die wichtigsten. So dürfte nur die Nachlese übrig bleiben, und die Texte, die Hans Kling zuverlässig und sorgsam erläutert vorlegt, enthalten in der Tat nichts Besonderes. Um so mehr Anerkennung gebührt dem Bearbeiter, wenn er auch an unscheinbare Stücke Fleiß und Scharfsinn wendet.

Meissner, Bruno: **Babylonien und Assyrien.** 2. Band. Mit 46 Text-Abbildungen, 55 Tafel-Abbildungen und 2 Karten. Heidelberg: C. Winter 1925. (VIII, 494, 24 S. u. 2 Karten.) 8° = Kulturgeschichtliche Bibliothek, hrsg. von W. Foy. I. Reihe, Band 4. Bespr. von Otto Schroeder, Berlin-Lichterfelde.

„Der zweite Band der Kulturgeschichte Babyloniens und Assyriens handelt von der Wissenschaft. Diese verdient ihren Namen aber nicht in unserem Sinne, sondern sie ist rein theologisch." In der Tat könnte Band II unbedenklich als Darstellung der babylonisch-assyrischen Religion ausgegeben worden sein; denn der überwiegende Teil — Kapitel XIII bis XVIII, XXII, aber doch auch teilweise die restlichen Kapitel — behandelt Gebiete der Religion.

Kap. XIII schildert, die Reihenfolge der Götterliste „AN = $^{\text{ilu}}$A-nu-um" wahrend, die bedeutendsten Gottheiten des babylonischen Pantheons, dann Sondergestalten der assyrischen Religion, und spricht weiter über die Darstellungsweise der Götter, über Hypostasen, Gleichsetzungen und Differenzierungen von Gottheiten, über Heroen, Dämonen und Fabelwesen. — Dieser vielgestaltigen Götterwelt gegenüber stets das Richtige in Tun und Lassen zu treffen bedurfte man eines spezialisierten Priestertums und eines bis in alle Einzelheiten geregelten Kultus. Von beiden ist in Kap. XIV (S. 52 ff.) die Rede. Die zahlreichen Priestergattungen werden, soweit das heute schon möglich ist, kurz charakterisiert; sodann die wichtigsten Kultgegenstände (wie Altäre, Tische, Wannen) nach Form und Anwendung besprochen. S. 79 ff. sind die Kulthandlungen geschildert: Gebet, Gesten, Opfer, Feste. Als Beispiel einer Festfeier wird S. 95 ff. das Neujahrsfest vorgestellt. — „Kosmologie und Theologie" finden in Kap. XV (S. 102 ff.) eine Darstellung: wir hören von Weltschöpfung, dem Weltbild (wofür Abb. 27 auf S. 109 sehr anschaulich ist), von Urkönigen, der Sintflut, von Gedanken über das Weltende. Der Götter Wesen und Tätigkeit, Prädestination und jährlich erneute Schicksalsbestimmung am Neujahrsfeste, Manifestation der Götter in den Gestirnen usw.; Gott und Mensch; Mysterien, ewiges Leben, Unterwelt und Totengericht, endlich die wenigstens theoretisch mögliche Auferstehung der Toten sind die Stichworte für den weiteren Inhalt dieses Kapitels.

Der nächste Abschnitt XVI (S. 151 ff.) ist der religiösen Literatur gewidmet. Nach Besprechung etlicher Formalien werden Proben aus Hymnen und Gebeten, dem Weltschöpfungsliede *„enuma eliš"* und anderen Texten dargeboten. — Eine gesonderte Behandlung erfährt

in Kap. XVII (S. 198 ff.) die Magie. Auf Schritt und Tritt glaubte sich der alte Babylonier von Dämonen bedroht, deren unheilvollem Treiben zu begegnen Aufgabe der Beschwörungspriester war. Magische Zurüstungen, symbolische Handlungen, besonders aber das in den Beschwörungsformeln wirksam gedachte Zwingende Wort sollten dem mancherlei Bösen Widerspiel tun. Proben aus den Serien „*utukki limnûti*“, „*šurpu*“, „*maklu*“ u. a. m. geben dem Leser einen Eindruck von dieser Nachtseite des alten Babyloniens. — Gewissermaßen eine Schwester„wissenschaft“ der Magie ist die Wahrsagekunst (Kap. XVIII, S. 242 ff.). Neben den zufälligen Vorzeichen, deren Beobachtung und Deutung gewiß besonders alt ist, unter ihnen zumal die Beobachtung der „Schrift des Himmels“ (Mond, Sonne, Venus), dann die atmosphärischer Erscheinungen wie Gewitter oder Erdbeben, aber auch Bewegungen von Tieren u. a. m., bildete sich ein ganzes System von künstlich hervorrufbaren Vorzeichen heraus: die Leberschau, die Becherwahrsagung mittels Öl. Zahlensymbolik, Tagewählerei, Träume, Prophezeiungen, Gottesurteile runden das Bild weiter ab.

Daß die Medizin (Kap. XIX, S. 283 ff.) zu einem sehr beträchtlichen Teile unter dem Einflusse des Dämonenglaubens in die Sphäre der Magie gerückt erscheint, nimmt nicht Wunder. Die Heilkunst geht auf die Götter zurück, unter denen einige „Ärzte“ sind. — Die irdischen Ärzte scheinen nicht allzu zahlreich gewesen zu sein. In die wissenschaftliche Medizin ragt noch sehr viel „Volksmedizin“ hinein. Aus medizinischen Texten lernen wir Krankheitsbeschreibungen, eine große Zahl von Heilmitteln aller möglichen Art, Heilungsvorschriften kennen. In Briefen sind uns Berichte assyrischer Ärzte erhalten. Über die Chirurgie liegen zur Zeit noch wenig Nachrichten vor. — Kap. XX (S. 324 ff.). „Die philologischen und historischen Wissenschaften.“ Die Grundlage aller Wissenschaft mußte in Schulen gelegt werden, die den größeren Tempeln angegliedert waren. Ebenda befanden sich Archive und Bibliotheken. Gründer der ersten „Königlichen Bibliothek“ war Ašurbânipal. — S. 335 ff. wird zunächst die Keilschrift und ihre Erfindung dargestellt, dann durch viele Beispiele die damals wie jetzt gleich wertvolle Gattung der Vokabulare, Wörter- und Zeichenlisten vorgeführt. — Im Anschluß daran ein Überblick über die mancherlei chronologischen Texte von den Königs- und Limu-Listen bis zu den Königsinschriften und Chroniken gegeben, auch eine „Landkarte“ im Bilde gezeigt. — Im XXI. Kapitel (S. 380 ff.) werden die Natur- und exakten Wissenschaften behandelt. Von besonderer Bedeutung ist hier das, was in Mathematik (z. B. in Feldberechnungen), in der Kalenderwissenschaft und Astronomie geleistet worden ist. — Der „Ethik und Moral“ ist das letzte (XXII.) Kapitel (S. 419 ff.) gewidmet. Die Auszüge aus dem angeblich Mahnreden des Sintfluthelden Ut-napišti enthaltenden moralischen Traktat, aus den Spruchsammlungen und aus den pessimistischen Texten dürfen wohl besonders erwähnt werden.

Wie im ersten Bande ist mit Quellennachweisen nicht gespart worden; daß die Zitate manchem Benutzer von Wert sein werden, um den Anregungen, die Meißners Werk gibt, nachgehen zu können, bedarf keines Beweises. Die Abbildungen, insonderheit die des Bilderanhangs bieten erfreuliche Unterstützung des Textes. Weidner hat eine Liste der Könige von Babylonien und Assyrien (S. 439 ff.), sowie eine Karte des babylonischen Fixsternhimmels, Schwenzner eine prächtige Karte von Assyrien beigesteuert.

Daß ein Werk wie dieses jedem am alten Orient Interessierten ein willkommenes und bald unentbehrliches Nachschlagebuch sein wird, habe ich schon bei Anzeige des ersten Bandes ausgesprochen[1]. Ich möchte hoffen, daß des Verfassers Wunsch, seine vielfachen Zusätze und Verbesserungen in einer zweiten Auflage verwerten zu können, sich früher verwirklicht als man in unseren armseligen Zeiten anzunehmen wagt; inzwischen dürfte Ebeling, dem das Werk zugeeignet ist, den Assurtexten manch neue Kunde entrissen haben.

Keilschrifturkunden aus Boghazköi, Heft XII und XIII. Berlin: Vorderasiatische Abteilung der Staatlichen Museen. (Je 50 Blätter.) 4°. Bespr. von Ferd. Sommer, Bonn.

Das erste der beiden gleichzeitig erschienenen, von Ehelolf herausgegebenen Hefte bringt Texte rituellen und allgemein-religiösen Inhalts (allerhand Verzeichnisse, Bestimmungen für Feste, Besprechungen u. dgl.); philologisch wertvoll einige Duplikate, vorn auf dem Herausgebervermerk verzeichnet. Nachzutragen ist Nr. 59 = KBo II 3 (Vs. II = KBo II 3 I 58 ff., Rs. III=KBo II 3 III 11 ff.). Allgemeineres Interesse erheischen die mythologischen Erzählungen von Nr. 60 an, darunter als Nr. 66 ein Duplikat zu KBo III 7 (mit einigen nicht unwichtigen Varianten und Ergänzungen). Der Tenor der übrigen erscheint gleichartig mit dem dieser Nummer und der „Tafel von Yuzgat“, im einzelnen noch sehr vieles unklar.

Heft XIII enthält allerhand von väterlichen Ermahnungen und Strafandrohungen be-

---

1) Siehe OLZ 1923, Sp. 63 f.

gleitete Verordnungen, die Tun und Lassen von Angestellten geistlicher und weltlicher Art mit pedantischer Genauigkeit festlegen [Nr. 1–10, 17—29, 32(?)]. Das wichtigste Stück sind die in mehreren Exemplaren vorliegenden „Gesinderegeln", deren umfangreichst erhaltenen Text Nr. 4 bietet: Da wird z. B. den „Tempelleuten" eingeschärft, daß alle Wertgegenstände Eigentum der Gottheit sind, daß ihnen selber Schätze nicht gehören dürfen, es sei denn als königliches Geschenk, das jedoch unter besonderen Vorsichtsmaßregeln registriert werden muß (4 II 25 ff.). Aber essen, trinken und — lieben dürfen sie wenigstens (73 ff.). Wehe freilich dem Priester, der die Nachtwache des Tempels unter sich hat und zu Hause bei seiner Frau erwischt wird (III 1 ff.)! — III 44 ff. regelt die Feuerwache beim Opferfest. — Nr. 20 ff. enthalten Instruktionen für militärische Unternehmungen usw.

Klingen naturgemäß manche Stellen an die Ausdrucksweise der „Gesetze" an (vgl. Nr. 9 II 1 ff.), so sind in passendem Anschluß daran vom Herausgeber einige Duplikatfragmente zu diesen letzteren angefügt, die hie und da eine kleine Ergänzung geben (Nr. 11—16, 30, 31). Daran reihen sich als weitere juristische Texte die drei Gerichtsprotokolle Nr. 33—35. 35 am besten erhalten. Es handelt sich darum, daß man Unterschlagungen und Diebstählen am Eigentum der Königin auf die Spur gekommen ist, und wir erfahren nun, zum Teil in recht lebendiger Darstellung, wie die Angeschuldigten ihr Tun zu erklären und zu rechtfertigen oder auch die Schuld von sich abzuwälzen versuchen.

Man wird das Heft trotz der stellenweise großen Schwierigkeiten, die namentlich durch eine hohe Zahl neuer Wörter verursacht werden, nicht nur als eine hochwillkommene Abwechslung im Einerlei der Rituale, sondern auch als eine Sammlung kulturhistorisch wichtiger Urkunden freudig begrüßen, die uns wieder mit einer neuen Seite des Lebens und Treibens im alten Hethiterreich bekannt machen.

Von graphischen Einzelheiten möchte ich 4 III 77 erwähnen, wo die Schreibung *wa-ar-ap-tum-* vor der Partikel „*-bat*" doch wohl darauf hindeutet, daß Hrozný mit seiner ursprünglichen Vermutung, die letztere sei *-mit* zu lesen (Bogh.-St. II 102[1]), Recht behalten wird: *wa-ar-ap-tum-mit* = *wa-ar-ap-tu* + *-mit*[1].

1) Das B. St. X S. 50 mit Anm. 2 über die Lesung des Zeichens ⟩⟨ Gesagte wird hierdurch natürlich nicht berührt.

Wiener, Harold M., M. A., L. L. B.: **Early Hebrew History** and other studies. London: Robert Scott 1924. (VIII, 117 S.) 8°. 5 sh. Bespr. von M. Löhr, Königsberg i. Pr.

Von den in diesem Bande vereinigten Abhandlungen eine kurze Inhaltsangabe zu machen ist nicht leicht. Der Verf. erörtert zunächst in some factors in early Hebrew history gewisse Tendenzen, welche die Geschichte Israels von Anfang an beeinflußt haben. Dahin gehört vor allem die zentrifugale Neigung, die in der Psyche wie im Idealismus Israels begründet ist; dann die stark politische Tendenz, die in dem ganzen Werk des Moses hervortritt; endlich die zentralisierende Politik Davids und Salomos; but centrifugalism was scotched, not killed. Beachtenswert ist der Anhang zu dieser Abhandlung, der sich prinzipiell beschäftigt mit den Textdifferenzen zwischen MT und LXX in den Königsbüchern. — Die folgende Untersuchung the law of change in the Bible ist exegetisch-juristischen Inhalts, handelt von Gesetzen, die unveränderlich und solchen, die im Laufe der Zeiten eine Wandlung erfahren haben; dabei wird dem Sprachgebrauch des Wortes ʿōlâm im Sinne von perpetuity und von permanence eine eingehende Auseinandersetzung gewidmet. — In: the Biblical doctrines of joint, hereditary and individual responsibility liegt gleichfalls eine exegetisch-juristische Studie vor, die einen bemerkenswerten Beitrag zu den deutschen Untersuchungen über dieses Thema von Sellin, Gunkel und dem Referenten beisteuert. — Ein ausführliches Bibelstellen- und Sachregister erleichtert die Benutzung der einzelnen Abhandlungen.

---

1. **Kreglinger**, Prof. Richard: **La religion d'Israel.** Brüssel: Maurice Lamertin 1922. (335 S.) 8°. = Études sur l'origine et le développement de la vie religieuse III.

2. **Volz**, Prof. D. Paul: **Das Dämonische in Jahwe.** Vortrag auf dem Alttestamentlertag in München. Tübingen: J. C. B. Mohr 1924. (41 S.) gr. 8°. = Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften aus dem Gebiet der Theologie und Religionsgeschichte Nr. 110. Rm. 1 —.

3. **König**, Prof. D. Dr. Eduard: **Die messianischen Weissagungen des Alten Testaments** vergleichend, geschichtlich und exegetisch behandelt. Zweite u. dritte, allseitig ergänzte Auflage. Stuttgart: Chr. Belser 1925. (VIII, 379 S.) gr. 8°. Rm. 9 —. Angezeigt von Joh. Hempel, Greifswald.

1. Mit hohem Lobe hat Hans Haas in dieser Zeitschrift (1922, 389 ff.) die beiden ersten Bände des vorliegenden Werkes bedacht, namentlich den Abschnitt über die ägyptische Religion. Auch der 3., die israelitische Religion behandelnde, verdient Beachtung, um der reichen Anregungen willen, die der Verf. von seinen allgemeinen religionsgeschichtlichen Untersuch-

ungen her für den alttestamentlichen Stoff gewonnen hat. Es ist besonders für den deutschen Forscher von Interesse, neben das Bild, das Hölscher auf Grund der Wundtschen Völkerpsychologie von dem primitiven Substrat in Israels Religion gezeichnet hat, das ganz anders orientierte K.s zu stellen.

Ich gebe zunächst eine Analyse von Kap. I—VI. Kap. I zeichnet Le cadre historique für die Zeit bis zur Einwanderung. Die leichenverbrennenden, des dieux probablement hypochthoniens verehrenden Höhlenbewohner von Geser werden in der ersten Hälfte des 3. Jahrt. von leichenbegrabenden, Menschen opfernden, in Nordsyrien autochthonen (!) Semiten verdrängt. Von außen wirkt auf Palästina seit Sargon I der Einfluß Babyloniens, von dessen Göttern Ištar, Šamaš, Nergal, Šin, Jahve (!) im Westen heimisch werden, seit der 3. Dynastie der — weniger tiefgreifende — ägyptische Einfluß, der sich im Plan des salomonischen Tempels und in manchen Literaturformen spiegelt, ferner seit etwa 2000 der Einfluß der Hetiter — Jerusalem geradezu eine fondation hittite (!) — der freilich schwer genau zu fassen sei (verwiesen wird für die Kleidung des Hohenpriesters auf eine von Pottier Syria I 265 veröffentlichte Gottesstatue aus Karkemisch), und endlich — hier hätte sich tiefer graben lassen — vielleicht seit 2000, sicher seit 1500 der Einfluß der ägäisch-mykenischen Kultur. In dieser Welt sind Teile des späteren Israel seit Tutmose III in ihren späteren Wohnsitzen nachweisbar, kleine Gruppen aber unter Ramses II in Gosen, die sich unter Merneptah II aufmachen, in unzusammenhängenden Stößen in Palästina eindringen und ohne Zusammenhang untereinander bleiben. Seules des prophétesses inspirées réussirent de loin en loin à gagner un prestige relatif, bis David das Volk eint.

In Kap. II wird unter der nicht ganz eindeutigen Überschrift: Le matérialisme moral et religieux zunächst im allgemeinen für die noncivilisés und im besonderen für die nomadisierenden Semiten darzulegen versucht, wie bei ihnen die mentalité collective und das Unentwickeltsein der conscience individuelle es nicht zu einer Unterscheidung zwischen Geist und Leib kommen läßt, wie vielmehr auch alle geistigen Größen materiell gedacht sind. Chaque idée, chaque qualité, chaque défaut, chaque sentiment est une matière déterminée qui circule à travers le monde, qui temporairement séjourne dans un individu pour ensuite le quitter . . . . . et posséder autrui. Das wird sodann für das moralische Gebiet — le vice est une souillure matérielle —, für die „Gottes"vorstellung — 'el = mana, brahman, vigueur, force, vitalité — und für den Ritus — das Kraftgeladene ist gefährlich, tabou — durchgeführt und gezeigt, wie der Glaube an unpersönliche Kraftsubstanzen — nicht animistischer Dämonenglaube! — die Wurzel der Religion und Moral auch in Israel gebildet habe. In Kap. III (Les objets et les divins) werden unter diesem Gesichtswinkel die heiligen Steine, Bäume, Quellen, Tiere (Schlange, Stier, Schwein) und Menschen (Priester, Könige) besprochen; überall ist das erste, der unpersönliche Machtgehalt; die Belebung und die — freundliche (Unterordnung) oder feindliche (Unreinerklärung) — Auseinandersetzung mit dem Jahveglauben sind sekundär und zum Teil recht spät. Betrachtet doch noch Dtn. 32, 18 den Steinkult als orthodox (!). Besonders haftet die Kraft an gewissen Orten (Heiligtümern, Kap. IV), deren Boden selbst heilig und machtgeladen ist. Peu à peu cependant l'anthropomorphisme se développa; le dieu lentement cessa de se confondre avec le sanctuaire et devint une personne; mais même alors, il conserva des relations étroites avec le sol divin; il en fit sa résidence de choix. Dadurch gerade, daß es sich lokalisiert, verliert das numen seinen Charakter als puissance neutre, amorphe und gewinnt une individualité précise. Am Heiligtum offenbart sich die Gottheit nicht nur in Heilungen, sondern auch in Zukunftsvoraussagen, auch als inspiratrice ou tout au moins la protectrice der Regeln und Rechtssatzungen, nach denen das Zusammenleben der Menschen an den heiligen Orten (Oasen!) sich vollzog. Die bedeutendsten Heiligtümer sind: Sichem (Gott: Joseph!), Beth-Peor (Rechtssatzung: Dekalog), Bethel (Gott: Israel!), Beerseba (Gott: Isaak!), Qadeš (Gott: der im „Sinai" [Dornbusch] sich offenbarende Gott, den man mit dem midianitischen Vulkangott Jahve identifizierte; Gesetz: Ex. 34). Dieser Jahve (Kap. V) ist, als Gott der Oase: Gott des Lebens und der Fruchtbarkeit, als Gott des Dornbuschs und des Vulkans: Gott des Feuers und der Gewitterwolke, er ist der das Leben in der Oase regelnde, dort seine Orakel erteilende Bundesgott, und er ist avant tout le dieu d'Israël, also an sein Volk als seine Machtsphäre gebundener, nur Israel schützender Gott. In Kap. VI, das besser zwischen III und IV stünde, wird La magie et le rituel behandelt und zwar werden La vie des images, la vie des mots, la formule magique, le serment et la prière, les rites mimétiques und endlich les rites de la végétation auf den Glauben an die machtgeladenen Handlungen und machtgeladenen Worte zurückgeführt.

Es kann meines Amtes an dieser Stelle nicht sein, die zugrundeliegende religionsgeschichtliche Theorie zu prüfen und mit dem Verf. darüber zu streiten, ob wirklich irgendwo die

mana-brahman-Anschauung in dieser Ausschließlichkeit sich durchführen läßt, bzw. wie von da aus die Entstehung des Glaubens an persönliche Gottheiten zu denken wäre. M. E. erklärt weder der reine Animismus noch der reine Mana-brahman-Glaube die Erscheinungen zureichend. Für das spezielle Thema K.s sind drei andere Gesichtspunkte wichtiger:

a) Kr. schildert in Kap. I das hochentwickelte Kulturleben Vorderasiens vom 3. Jahrtausend an in seinen Beziehungen zu Palästina. Die Frage drängt sich auf: ist es wahrscheinlich, daß die — nach Kr. — im 2. Jahrt. teils in Palästina selbst, teils in Gosen ansässigen „Israeliten" von dem allen unberührt auf der primitivsten Stufe sollten stehen geblieben sein? Entweder man entschließt sich, in den „Israeliten" reine, in das Land einbrechende Nomadenhorden zu sehen und alle biblischen wie außerbiblischen Zeugnisse für einen „vormosaischen" Aufenthalt mindestens einzelner Teile im „Lande" zu streichen bzw. anders zu interpretieren oder man räumt mit dem Gedanken an die durchgängige Primitivität des ältesten Israel auf. Selbst für die Wüstenstämme gilt es, zwischen „Primitivität" und „Primitivität" zu unterscheiden. Wir sollten aus den Studien etwa Thurnwalds die Mannigfaltigkeit der Stufen innerhalb des Primitiven sehen gelernt haben und uns hüten, jeden Gegensatz gegen die höherentwickelten Kulturen als „primitiv" im Sinne der alleruntersten Stufe zu deuten.

b) Daß sich primitive Residuen in Menge im AT. finden, ist sicher, auch, ja gerade, Residuen des mana-brahman-Glaubens. Es fragt sich aber, ob auch nur für die älteste israelitische Zeit diese Dinge das Charakteristische gewesen sind, oder ob schon die frühesten uns zugänglichen Urkunden eine Religionsstufe zeigen, deren Gottesglaube dieser Welt entwachsen war. M. E. übersieht Kr. das Entscheidende, daß der Jahve des Deboraliedes und der Davidserzählungen als Volksgott in erster Linie Gott der Geschichte ist, in deren Dienst er auch die Naturereignisse stellt. An dieser Vorstellung ist das Bild der israelitischen Religion zu orientieren, von da aus ist den anderen Vorstellungen ihre Stätte im Rahmen des altisraelitischen Glaubens anzuweisen. Es ist methodisch verfehlt, auf Grund allgemeiner Theorien einzelne Stellen um der darin enthaltenen, im heutigen Text, wie Kr. selbst zugibt, im Sinne des orthodoxen Jahvismus umgebogenen, primitiven Reste willen als für die altisraelitische Religion kennzeichnend in Anspruch zu nehmen. Sie können für die Erkenntnis primitiver Vorstellungen in dem angegebenen abgestuften Sinne von größter Bedeutung sein, (und für die Folkloristik ist Kr.'s Arbeit trotz der unter c zu machenden Einschränkung auch neben Frazers Folk-Lore in the Old Testament [vgl. dazu jetzt die ausführliche Anzeige von Smith, Harvard Theolog. Rev. 1924, 63 ff.] von erheblichem Werte,) sind es damit aber noch nicht notwendig für die religion d'Israel.

c) Mindestens aber wäre das zu fordern, daß die Wiedergabe der herangezogenen Stellen genau wäre. Daran aber fehlt es leider häufig. Ich setze als Erweis einige Zeilen aus dem Kapitel Les animaux divinisés hierher, die blühende Phantasie an Stelle solider Exegese zeigen: Moïse, pour faire éclater ses pouvoirs divins aux yeux de l'incrédule pharaon, transforme en serpent la verge dont il est armé (Ex. 7, 9 ff.), et qui peut-être n'est autre que le serpent de bronce ultérieurement conservé dans le temple de Jérusalem, le nehoustan (2. Reg. 18, 4); pendant leurs pérégrinations, les Israélites faisaient de cet emblême de bronce une bannière, un signe de ralliement, dont les prodigieux pouvoirs apotropiques leur permirent de vaincre les attaques de Amalec (Ex. 17, 15). In dieser Art geht es weiter bis zu der auf Seite 89 zu lesenden Offenbarung: autant qu'aucun autre peuple (sic!) Israël adorait les animaux (sic!)! Das gewählte Beispiel ist vielleicht das krasseste, doch finden sich exegetische Unmöglichkeiten, auch Flüchtigkeiten auf Schritt und Tritt. Gerade wer, wie der Schreiber dieser Zeilen, energisch daran arbeitet, die Mehrschichtigkeiten der israelitischen Religion und innerhalb derselben auch das primitive Substrat zur Geltung zu bringen — in der Überzeugung, daß gerade dann die innerhalb des A. T. erreichte Höhenlage in ihrer ganzen Bedeutung am klarsten heraustreten wird, wenn man zeigt, von welchen Grundlagen sie sich abhebt — wird die Art der Behandlung bei Kr. mit Bedauern sehen und energisch abwehren. —

Die spätere Geschichte der israelitischen Religion ist wesentlich kürzer behandelt; die vorexilische Zeit unter den Überschriften L'unification politique et religieuse (Kap. VII, pag. 169—183) und Le prophétisme — la moralisation de Jahveh (Kap. VIII, bis pag. 239), die exilische und nachexilische Zeit in Kap. IX. So sehr man auch in diesen Abschnitten über manche exegetischen, chronologischen, historischen Irrtümer des Verf. den Kopf schütteln mag — ich verzichte darauf, etwa pag. 173 mit ihrer Behandlung der Simsongeschichte herzusetzen — es ist keine Frage, daß hier, wo Kr. weniger von allgemeinen Theorien als von den Texten selbst zehrt, er dem AT. gerechter wird. Namentlich die sehr feine Abgrenzung des mysticisme de la foi (Profetie) gegenüber dem neu-

platonischen myst. de la raison und dem buddhistischen myst. de l'amour verdient alle Beachtung und nicht minder die klare Herausarbeitung der Antinomie: auf Zion residierender — die Welt beherrschender Gott.

2. Der auf dem Münchner Alttestamentlertag 1924 gehaltene Vortrag zeigt an dem erschöpfend beigebrachten Material, wie das „Dämonische" im Sinne des „Unheimlichen, Grauenvollen, Verderblichen, Grausamen, Feindlichen und fast Satanischen" zum „wesentlichen Bestand des alttestamentlichen Gottesglaubens überhaupt" gehört; wie eine „religiöse Grundstimmung", die „alles religiös und alles aus einer Quelle" erklärt, im Laufe der Geschichte des in der Wüste durch das grundlegende „schöpferische Erlebnis des Moses am Sinai" geformten Jahveglaubens zur „Aufsaugung" der Dämonengestalten und -geschichten gelangen mußte und endlich, wie das „friedliche Wohnen in Kanaan" und das „Hervortreten des Sittlichen und Geistigen im Gegensatz zum Naturhaften" dazu führte, daß „die Heiligkeit heilige Ordnung" wird, ohne daß doch das „Dämonische" ganz „aufgehoben" würde, dessen bleibende Bedeutung am Schluß herausgestellt wird. Ich kann dem nur voll zustimmen (vgl. Pastoralblätter 1922, 260f.). Es ist ja in der Tat eine merkwürdige Erscheinung, daß für das AT., wie noch hätte erwähnt werden können, die „Furcht Jahves" geradezu der Terminus für „Religion" gewesen ist, und daß in der Verkündigung Jesu der Satz mitteninnesteht: ὑποδείξω δὲ ὑμῖν, τίνα φοβηθῆτε (Lk. 12, 5!). Je lebendiger die Nähe der Gottheit empfunden wird, desto größer ist der „dämonische" Schrecken; das Verblassen des Glaubens an den nahen Jahve geht mit der Ausscheidung des Dämonischen und seiner Verselbständigung im „Satan" Hand in Hand. Auch das ist charakteristisch, daß die Erzählung von dem Siege des Erzvaters über einen Dämon (Gen. 32, 27ff.) nicht auf Jahve übertragen wurde (25 'iš; 31 'elohim appellat.); das Dämonische ist eine Seite an der Macht Jahves. Man wird des Wahrheitsgehaltes der israelitischen Religion gerade an diesem Punkte dann am meisten inne, wenn man die Darstellungen der bildenden Kunst durchmustert und sich fragt, wo denn die überragende Macht, die verzehrende Glut und die nahe Majestät Gottes vereinigt erscheinen. Dann am ehesten, wenn auf die — stets irgendwie unbefriedigend bleibende — Darstellung Gottes selbst verzichtet und nur sein Widerschein auf dem Antlitz des Moses oder des Jesaja von Kap. 33 gezeichnet wird. Und diesen Widerschein in den Worten des Moses, des Jahvisten und der Profeten geschaut und uns nahegebracht zu haben, ist ein Verdienst, für das wir Volz danken.

3. Gegenüber der ersten, in dieser Zeitschrift von W. Staerk 1924, 31 f. besprochenen, Auflage weist die neue nur Änderungen in Einzelheiten auf, während der Gesamtaufbau und die geistige Haltung des Ganzen — auch die von Staerk herausgegriffene Stelle ([1] S. 76 = [2] S. 80) — unverändert geblieben sind. An neuer Literatur sind vor allem Hoelschers „Gesch. der isr.-jüd. Rel.", Staerks „Gemeinde des Neuen Bundes in Damaskus" sowie die Ezechielkommentare von Heinisch und Herrmann, hingegen noch nicht die 2. Aufl. von H. Schmidts „Großen Propheten" gelegentlich verwertet. Bei den „fraglichen Analogien" würde man Vervollständigung durch Heranziehung der durch C. W. Kaufmann ja in neues Licht gerückten altmexikanischen Erwartungen wünschen, wie sie etwa in den Berichten des Ferd. Cortez sich spiegeln, noch mehr aber es begrüßen, wenn exegetische Unmöglichkeiten verschwänden, z. B. die von Staerk herausgestellte oder die auf S. 5 in der Dreizahl der Geistwirkungen Jes. 11, 2 und der Arme auf jeder Seite der Tempelleuchter gefundene Verbindung von Öl und Geist Gottes.

Dürr, Dr. theol. et phil. Lorenz: **Ursprung und Ausbau der israelitisch-jüdischen Heilandserwartung.** Ein Beitrag zur Theologie des Alten Testaments. Berlin: C. A. Schwetschke & Sohn 1925. (XVI, 161 S.) 8°. Rm. 6 —. Bespr. von Curt Kuhl in Suhl (Thür.).

Es ist das unbestreitbare Verdienst H. Greßmanns, daß er zum ersten Male im Anschluß an H. Gunkel eingehend die Frage nach dem Alter und Ursprung der israelitisch-jüdischen Eschatologie untersucht und durch seine These von ihrem „vorprophetischen" Ursprung eine tiefgreifende Änderung in der Auffassung, wie sie früher etwa von P. Volz, J. Richter und in gemäßigter Form von W. Nowack vertreten wurde, herbeigeführt hat. Freilich, im einzelnen haben seine Ausführungen vielfach Widerspruch erfahren; so vor allem der Satz von dem außerisraelitischen Ursprung und der Entlehnung aus altorientalischen Mythen. Zwar wird fast allgemein zugegeben, daß die isr. Eschat. sich in altorientalischen Vorstellungen bewege und in den Einzelheiten mit vorisr., dem Mythus entstammenden Zügen und Bildern ausgeschmückt worden sei. Doch mehren sich die Stimmen, die mit E. Sellin den Ursprung der isr. Eschat. nicht in der Mythologie sehen, sondern in der Religion Israels selbst, deren ursprüngliche Bildung sie sei: spezifisch isr. und im Kern original, ein Nachwirken der großen Ereignisse vom Sinai. Ähnlich urteilt

auch L. H. Bleeker in seiner Rektoratsrede „Over Inhoud en Oorsprong van Israëls Heilsverwachting", während dann W. Eichrodt den Ausgangspunkt in die Zeit der Not nach der ersten erfolgreichen Invasion in Kanaan legt als „Erinnerung an die Befreiung aus Ägypten und die Sinaioffenbarung als dem Paradigma aller erhofften Gotteshilfe in Israel". S. Mowinckel wiederum sieht die Wurzel der ganzen isr. Eschat. im Neujahrsfest. Seine psychologisch orientierte Erklärung geht dahin, daß etwa zur Zeit Salomos das Thronbesteigungsfest Jahwes einen Zug bekam, der hinführte zu einer Eschat., indem das Erlebnis zur Hoffnung umschlug.

Mit diesen verschiedenen Auffassungen setzt sich D. in vorliegender Arbeit auseinander, indem er speziell die Heilandserwartung herausgreift und für ihr Alter und ihren Ursprung eine neue These aufstellt. Zunächst weist er auf den innerisr. Ursprung der Messiasidee hin, indem er die angeblichen ägyptischen Parallelen, wie man sie hat finden wollen im Leidener Papyrus 334, Petersbgr. Pap. 1116 B, der Prophezeiung eines Lammes unter König Bokchoris und der Töpferweissagung unter König Amenopis, ablehnt, da hier gerade die wesentlichen Züge der isr. Heilandserwartung fehlen (S. 1-15). Auch für das Babylonische und die außerbabylonischen Parallelen kommt er zu dem gleichen Ergebnis (S. 16-37). Obwohl ganz bestimmte stereotype Formeln und ein Schema vorliegen, die auf alte eschat. Vorstellungen und Erwartungen zurückzugehen scheinen, findet sich nirgends der messianische Endzeitskönig (so auch König u. a.); vielmehr sind diese Charakteristika aufzufassen als Kennzeichen einer guten Regierung und aus dem „Hofstil" (auf den Greßmann hingewiesen) zu erklären. Den wichtigsten Teil der Arbeit bildet das dritte Kapitel (S. 38-73), in welchem Verf. fußend auf seinen bisherigen Arbeiten über Ez. und die Apokalyptik einen Lösungsversuch bietet. Gegen Greßmann, der hingewiesen hat auf den „bruchstückartigen Charakter" und die „Zusammenhanglosigkeit und das Auseinanderklaffen der Unheils- und Heils-Eschat.", betont Verf. die „logisch-psychologische" und „historische" Zusammengehörigkeit der beiden Seiten des einen Zentralgedankens vom „Kommen und Eintreten Jahwes zugunsten seines Volkes". Freilich ist nicht mit Ed. Meyer in Israel des „Unheils-Heils-Schema" als das Ursprüngliche anzusehen — dazu haben erst die Propheten der Not der Zeit folgend die Erwartung umgestaltet (S. 41) —, sondern mit Sellin ist der primäre Kern die Heils-Erwartung, deren notwendiges Korrelat das Unheil ist. Diese Heilshoffnungen sind dem Kern nach „innerstes isr. Volksgut, das bis in die ältesten Zeiten des Volkes zurückgeht" (S. 43). Die „einzigartige religiöse Durchschlagskraft der Erwartung wurzelt in der einzigartigen Gottesvorstellung": in dem Namen „Jahwe, d. i. des starken, vertrauenswürdigen, lebendigen Gottes, der da ist" (S. 53; so auch König, Theol. d. AT. S. 88), in der Eigenart dieses Gottes und der Kraft, die „von dem Zauberwort Jahwe" (S. 54) ausging. In längerer historischer Entwickelung gestaltete sich „allmählich jenes gewaltige Maß von Erwartungen, wie es aus der Polemik der Propheten als fertiges Volksgut uns entgegentritt" (S. 55). Als „logisch-psychologische Folgerung" dieser „Zentralidee" ergab sich die Vorstellung eines Mittlers, eines „fürstlichen Segensträgers". Man wird ohne weiteres anerkennen, daß eine allmähliche Ausgestaltung der Erwartungen das naturgemäß Gegebene ist; auch darin wird man dem Verf. zustimmen, daß schon die ältesten isr. Lit.-Denkmäler „von Hoffnungen auf Jahwe als Hort und Heil seines Volkes durchzogen sind". Aber ich vermag nicht, wie D. es tut, in den Signalworten Num. 10,35 noch im Mirjamliede Ex. 13,21 oder dem patriotisch begeisterten Sang über Amalek Ex. 17,16 die Spuren spezifisch eschat. Gutes zu erblicken. Den Hauptbeweis für seine These führt der Herr Verf. unter Berufung auf die Bileamsprüche und den Judaspruch Gen. 49. Selbst wenn man in ihnen nicht vaticinia ex eventu (Gunkel) sieht oder die Bileamsprüche in die Zeit Sauls ansetzt (Greßmann), sondern auf Grund ihrer Sprache und ihres „geheimnisvollen Kolorits" ihnen ein höheres Alter zuschreibt (Richterzeit), darf man das „echt apokalyptische: am Ende der Tage" nicht pressen (vgl. König, Weissg. S. 103 ff., gegen Procksch), und bevor man mit Baentsch hier Eschat. erblickt — was an sich nicht unmöglich ist —, wäre doch noch zu erwägen gewesen, ob diese Worte nicht auf Ehud Jud. 3,12 ff. als auf einen rein politischen Helfer zu deuten sind (so König, Weissg. S. 111). Beim Judaspruch wäre noch die Frage eventueller späterer Weiter- oder Umbildung zu erörtern gewesen; mit der Bemerkung, daß die Annahme einer späteren Interpolation von Seiten vieler moderner Forscher „nicht ohne Tendenz" ist, darf die Angelegenheit nicht abgetan werden. Zu Gen. 3 vermißt man eine, wenn auch nur kurze Auseinandersetzung mit Gunkels Auffassung; ebenso wie Ex. 3,14 sicherlich auch eine ätiologische Sage mit etymologischem Motiv vorliegt. Wenn Verf. sagt: „Ich habe bisher immer Wert darauf gelegt, daß der atliche Heilsvermittler von

Anfang an als eine Herrscherfigur erscheint" (S. 106), und wenn die Stellung des Königs so stark betont wird (S. 139), so wäre damit doch dann auch von Anfang an eine besondere Hochschätzung und Achtung vor dem Königtum als selbstverständlich zu erwarten; dann aber bleibt mir problematisch, wie in Jud. 9 Jothams Spottlied so evident das Königtum als solches prinzipiell verhöhnen konnte. — Das Schlußkapitel (S. 74-152) handelt von dem Einfluß gemeinorientalischer Motive, des „Hofstils", auf die Ausgestaltung des isr. Heilandsbildes. Ein reiches und anregendes Material wird hier in dankenswerter Weise vom Verf. ausgebreitet. Es werden behandelt: 1. der König der Gerechtigkeit, 2. die ewige Dauer und die Weltgeltung des mess. Königtums, 3. die mess Segensfülle, 4. besondere Namen des mess. Heilskönigs („Stern aus Jakob" und „Sproß Davids"), 5. der Mess. als guter Hirte und 6. der leidende Gottesknecht: die Weiterentwicklung des Gedankens gegenüber dem früheren, glänzenden Davidssproß zum Bild des Leidenden, Demütigen; „das Gegenbild des bab.-ass. Königs, geschaut im Glanze der Zukunft". — Die Literatur zu all diesen Fragen ist, soweit ich sehe, sorgfältig und ausführlich herangezogen. Nachzutragen wäre jetzt noch W. Rudolph. Der exilische Messias, Ein Beitrag zur Ebed-Jahwe-Frage, in ZAW 1925 mit seiner von Joh. Fischer wesentlich abweichenden Auffassung: der Dichter sah den Messias in einer bestimmten (nicht näher identifizierbaren) zeitgenössischen Persönlichkeit, deren Ergehen er mit seinen Liedern begleitet hat. Von Greßmann, Die älteste Geschichtschreibung usw., ist 1921 eine zweite Auflage erschienen (vgl. S. XV, Anm. 33). — Ausführliche und sorgfältige Register (S. 153-161) verdienen den Dank des Lesers.

Reider, Joseph, Ph. D.: **Prolegomena to a Greek-Hebrew und Hebrew-Greek Index to Aquila.** Philadelphia: The Dropsie College for Hebrew and Cognate Learning 1916. (III, 160 S.) gr. 8°. Bespr. von M. **Pleßner**, Hamburg.

Der durch vorliegendes Werk eingeleitete Index will in Ergänzung der Oxforder LXX-*Concordance* die dort fehlenden hebräischen und aramäischen Äquivalente für die Vokabeln von *A*, sowie die semitischen Entsprechungen für jeden einzelnen Fall selbst bei sehr häufig vorkommenden Wortklassen, wie Zahlwörtern, Präpositionen und Konjunktionen geben. Wie notwendig eine sorgfältige Durchführung dieses Planes ist, zeigt Verf. an einer Reihe von mehr oder weniger schweren Schnitzern verschiedener Art, die die *Concordance* aufweist. Im Anschluß an diese Feststellungen wird deren gesamte Arbeitsweise ausführlich und dokumentiert kritisiert. Der Index selbst ist bereits fertig und liegt im Dropsie College; ein ähnlicher für Θ ist (1916) im Entstehen. Wenn auch Σ und die übrigen bei Hatch-Redpath angezogenen Übersetzungen in gleicher Weise bearbeitet sind, soll das Ganze als Ergänzung zur *Concordance* publiziert werden.

Verf. gibt nun in dieser seiner auf Anregung von Prof. Margolis entstandenen *Thesis* zunächst ein Kapitel über die Übersetzungsmethode von *A*. Er charakterisiert seine pedantische Anlehnung an den hebr. Text, die bis zur Nachahmung semitischer Konstruktionen geht. Ein weiteres Kapitel ist *A*s Kenntnis der hebr. Grammatik und des Lexikons gewidmet. Hier erweist sich besonders die Notwendigkeit des vom Verf. angefertigten Index; denn erst durch ihn gewinnt man einen Überblick über — um nur dies eine zu nennen — die eigenartigen etymologischen Vorstellungen von *A*, der ähnlich klingende Worte auch verschiedener Stämme und Bedeutungen durch dasselbe griech. Wort wiederzugeben bestrebt ist.

Kapitel 3 behandelt *A*s Exegese. Er wurde ja von der Synagoge für sich reklamiert, von der Kirche abgelehnt. Ein Urteil über die Berechtigung dieser Anschauungen ist bei einem so wörtlichen Übersetzer schwer zu fällen. Verf. gibt eine Liste aller Stellen, die für die Beurteilung von *A*s Exegese von Bedeutung sein können, z. T. mit ausführlichen Erörterungen. Das letzte Kapitel endlich beschäftigt sich mit dem *A* vorliegenden hebr. Text. Die Varianten werden sorgfältig klassifiziert; und es ist von hohem Interesse, zu sehen, wie die Untersuchung überall bis hart an die Grenze dessen gelangt, was erst durch die bahnbrechende Hypothese von Wutz erschlossen werden kann. Die Einzeluntersuchung ist überall eingehend und umsichtig geführt.

Den Beschluß des Buches bilden Appendices. Der erste gibt in Listenform eine Darstellung von *A*s Graecität im allgemeinen und mit Vergleichung derjenigen der anderen Übersetzungen im besonderen. Nr. 2 behandelt *A*s Einfluß auf die syrische und lateinische Version, Nr. 3 den Niederschlag seiner Lesarten in Talmūd und Midrāš. Nr. 4 endlich untersucht die inhaltliche Berechtigung des Scholions zu 3 Kön 14, 1—20 im hexaplarischen Syrer.

Von der Vollständigkeit der zahlreichen Listen und damit der Richtigkeit mancher Thesen des Buches wird man sich erst durch längere Benutzung überzeugen können; ein Stellenindex hätte diese Prüfung sehr erleichtert. Auf jeden Fall handelt es sich um eine außerordentlich

fleißige, glücklich angelegte und sehr nützliche Arbeit, die den Dank der Wissenschaft verdient.

Vita Prophetarum auctore Muhammed Ben Abdallah al Kisai ex codicibus qui in Monaco, Bonna, Lugd. Bat. Lipsia et Gotha asservantur edidit Dr. Isaac Eisenberg. Lugduni-Batav.: E. J. Brill 1922—23. (XII, ٣٥١ S.). Bespr. von Jos. Horovitz, Frankfurt a. M.

Die Qiṣaṣ el anbijā des Kisāi sind zwar in der europäischen Forschung vielfach verwertet worden, seitdem vor allem Weil ihren Inhalt in seinen „Biblischen Legenden der Muselmänner" bekannt gemacht hat; abgesehen von Auszügen, wie sie z. B. Salzberger veröffentlicht hat, sind sie aber im Urtext unzugänglich geblieben. Eisenberg hatte einige Abschnitte des Werkes in früheren Veröffentlichungen in einer mit Anmerkungen versehenen hebräischen Übersetzung vorgelegt und hat auch, worauf er S. VII der vorliegenden Ausgabe hinweist, eine Charakteristik der Handschriften der Qiṣaṣ, in einem mir nicht zugänglichen Probeheft gegeben. Als Grundlage dient ihm die Leidener Handschrift, welche die kürzere Version des Werkes bietet, ohne daß die Varianten der auf dem Titelblatt genannten übrigen Handschriften mitgeteilt würden. Leider ist die Ausgabe durch eine sehr große Anzahl von Versehen und Fehlern entstellt, von denen viele bei größerer Sorgfalt und stärkerer Benutzung der Paralleltexte sich leicht hätten vermeiden lassen. Die umfangreiche Liste der „Emendations" (S. VIII —XII) ist keineswegs vollständig, und manche dieser „Emendationes" stellen sich als Verschlimmbesserungen dar; so wird مغبّر 73 Zeile 3 in مغيّر anstatt in das schon metrisch allein zulässige مغبّر „verbessert"; oder es wird für das 163 Z. 4 v. u. in den Text aufgenommene فالفيا vorgeschlagen فالقيا, anstatt فالفاه. Von Verbesserungen, die sich nicht von selbst verstehen, möchte ich eine zur Erwägung stellen: S. 73 Z. 4 ist تتل metrisch unmöglich, sollte etwa تفا zu lesen sein und auch eine der Handschriften diese Lesart bieten?

Al Ghasali: Das Elixir der Glückseligkeit. Aus den persischen und arabischen Quellen in Auswahl übertragen von Hellmut Ritter. Jena: Eugen Diederichs 1923. (177 S.) 8°. = Religiöse Stimmen der Völker. Rm. 3.50; geb. 5—. Bespr. von Hans Heinrich Schaeder, Breslau.

Die Aufnahme von Ghazālī's *kīmijā as-saʿāda* in die wertvolle Diederichs'sche Sammlung bedeutet einen dankenswerten Zuwachs zu den in ihr bisher allzu spärlich vertretenen islamischen Urkunden. In der von J. Hell übersetzten *bidājat al-hidāja* treten die für Gh. eigentlich bezeichnenden und seine religionsgeschichtliche Bedeutung begründenden Gedanken zu wenig hervor. H. Ritter hat sich nun das Ziel gesetzt, „Ghazālīs Lehre über das Verhältnis des Menschen zu sich selbst, zu den Mitmenschen und zu Gott" — und damit ist der Kern seiner Theologie gefaßt — aus den Quellen zu dokumentieren. Da die bloße Wiedergabe des *kīmijā* — einer populären und im Orient viel gelesenen Epitome von Gh.'s großem systematischen Hauptwerk, dem *iḥjā ʿulūm ad-dīn*, die Ritter in einem Bombayer Druck und zwei Berliner Hdss. benutzt hat — manche wichtigen und charakteristischen Gedanken in allzu verkürzter Form geboten hätte, so hat der Verf. den guten Gedanken gehabt, in solchen Fällen auf den Text des *iḥjā* selber zurückzugehn. Seine Übersetzung ist vortrefflich und zeigt wieder die ihm eigene Gabe, orientalische Denkform und Diktion in klarem und schönem Deutsch und dabei mit feinfühliger Wahrung ihres eigenen Stils wiederzugeben. Für religionsgeschichtlich interessierte Nichtorientalisten ist sein Buch eine vortreffliche Einführung in die geistige Welt des markantesten islamischen Theologen, aber auch der Islamforscher wird aus ihm vielerlei Belehrung schöpfen.

Voran geht eine kurze, gedankenreiche Darstellung von Gh.'s geistiger Entwicklung. Sie wird hoffentlich dazu beitragen, daß einmal eine neue Analyse des *munqiḏ* — da auch die in vieler Hinsicht sehr wertvolle und förderliche Arbeit von H. Frick in der sogleich anzugebenden Richtung ergänzungsbedürftig ist — in Angriff genommen wird; mir wenigstens drängt sich der konstruierende, stilisierende Charakter der Schrift immer stärker auf, und ich zweifle, daß sie in ihren biographischen Partien wirklich als objektiver Bericht über Gh.'s innere Entwicklung dienen kann und nicht vielmehr als Zeugnis dafür, wie sie sich ihm von einem bestimmten Stadium in der rückblickenden Reflexion darstellte. Ob sich ihm nicht vor allem die beiden Gewissenskrisen, als er sie im *munqiḏ* beschrieb, tiefer und absoluter darstellten, als sie gewesen waren? Die Analogie des ersten Teiles mit der autobiographischen qaṣīde des Nāṣir i Chosrau, die nicht viel mehr als ein Menschenalter vor dem *munqiḏ* verfaßt wurde, ist so auffällig, daß sie die Vermutung nahe legt, es müsse hier der feste Typus einer literarischen Konfession vorliegen. (Ich mache auch schon hier darauf aufmerksam, daß das von Gh. aufgestellte vierteilige Schema der „Wahrheitssucher" — Theologen, Bāṭiniten, Philosophen, Ṣūfīs — genau so in einem dem ʿOmar Chajjām zuge-

schriebenen Traktat [Christensen, MO I 1 ff.] wiederkehrt und wahrscheinlich dem Schema der vier Stufen bei den Lauteren Brüdern entspricht.) Anderseits ist der *munqiḏ* nicht vollständig: Gh.'s Weg zur Mystik wird nur noch angedeutet, — wie weit er führte, bis in das unwegsamste Dickicht der esoterischen Gnosis hinein, das lehrt uns jetzt in erschöpfender Weise die vortreffliche Bearbeitung der *miškāt al-anwār* durch W. Gairdner (*Asiatic Society Monographs* XIX, 1924). Wie weit liegen hier die klaren und großen Gedanken der *'ulūm ad-dīn* zurück! — Daß Gh.'s Auffassung vom Verhältnis der ṣūfischen zur prophetischen Erfahrung (S. 11) bis in die Anfänge der islamischen Mystik zurückreicht, daß seine Lehre vom „Herzen" (ibid.) das schon im 1. Jahrhundert d. H. formulierte *'ilm al-qulūb* aufnimmt und letztlich auf die Theologie des Koran zurückgeht, haben wir jetzt von Massignon gelernt. Gh. hat sein Bestes — auch das Beste seiner religiösen Theorie — eben von den Mystikern; was er an ihre Erfahrungen heranbringt, ist seine rastlos suchende und forschende Intellektualität, die ihn mit den verwandten großen Geistern des persischen Islam im 11. Jahrhundert verbindet. Sie ist der Grund seiner Größe, aber auch seiner ständigen Gefährdung und des erst im Tode aufgehobenen Konfliktes zwischen der schlichten Heilsgewißheit des *ṣāḥib al-qalb* und dem Raisonnement des Scholastikers und Dialektikers. Dieser Konflikt, der doch der stete Antrieb für Gh.'s Denkenergie war, ist wohl das eigentliche Problem seiner Persönlichkeit, dem nachzudenken Ritters schönes Buch aufs neue anregt.

---

1. **Nicholson,** Reynold A.: **Translations of Eastern Poetry and Prose.** Cambridge: University Press, 1922. (XIII, 200 S.) m. 5 Taf. 8°. 8 sh. 6 d.

2. **Much,** Hans: **Akbar, der Schatten Gottes auf Erden.** München-Dachau: Einhorn-Verlag 1925. (227 S.) 8°. Rm. 5 —; geb. 7.50. Bespr. von Hermann Goetz, Berlin.

1. In seinem Vorwort betont Nicholson, daß dieser kleine Band Übersetzungen aus arabischer und persischer Literatur nicht den Anspruch erhebe, eine Anthologie zu sein, welche einen wirklichen Überblick über die Hauptliteraturen des Islam zu bieten vermöge. Das ist insofern richtig, als die Mehrzahl der Nachdichtungen in keiner bestimmten Absicht entstanden sind, sondern eine zwanglose Sammlung dessen darstellen, was der Verfasser im Laufe seiner Studien für andere Arbeiten oder nur zu seiner eigenen Freude ins Englische übertragen hat. Dennoch kann man sich kaum eine bessere Einführung in die Dichterwelt des näheren Orients wünschen. Wohl fehlt die türkische Literatur gänzlich, wohl möchte man noch manche schöne Perle arabischer oder persischer Poesie vertreten sehen. Doch, die bedeutenderen Dichter und Schriftsteller sind im wesentlichen alle durch Proben vertreten; ein guter Teil davon zum ersten Male überhaupt, der größte aber zum ersten Male ins Englische übersetzt. Und diese Übertragung, sich nach Möglichkeit dem Original anschmiegend und doch flüssig, ist vorzüglich, wenn man auch hier und da manches anders wünschen würde. Dazu zeigt die Auswahl einen feinen Geschmack und vollkommene Beherrschung des Materials, wie es bei einem solchen Kenner der islamischen Literatur und Mystik wie Nicholson nur zu erwarten ist. Weniger glücklich ist die Illustration, welche Miniaturen aus Manuskripten des British Museum zur Grundlage hat; doch sind diese leider durchwegs von recht geringer künstlerischer Qualität, was umsomehr zu bedauern ist, als gerade in englischen Sammlungen sich nach dieser Seite vorzügliche Vorlagen hätten finden lassen. Das ändert aber kaum den guten Eindruck des kleinen, schlichten Buches.

2. Wer Hans Muchs literarische Tätigkeit kennt, ahnt wohl, was dieses sein neuestes Werk ihm bieten wird. Akbar, der Schatten Gottes auf Erden! Dieses Epithet orientalischer Herrscher, dies zill-i Ilāhī hat es Much angetan und seiner Phantasie Flügel geliehen. Und da setzte er sich hin und schrieb diesen historischen Roman. So wenigstens kann man nur sein Buch auffassen. Aber leider ist es weder historisch, noch eine Dichtung. Quellenstudien haben dem Verfasser recht ferne gelegen, und von einem Streben, das Wesen dieser großen Herrschergestalt Indiens verstehen zu wollen, ist nichts zu spüren. Selbst die neuere englische Literatur ist nicht zu Rate gezogen worden, die einzige Grundlage ist das für seine Zeit sicher großartige, aber längst veraltete Werk des Grafen Noer. Dieses aber hat Much um so gründlicher exzerpiert und paraphrasiert, und sich kritiklos auf seine den Problemen in keiner Weise gerecht werdende Einstellung verlassen. Akbar, der große Staatsmann, der größte vielleicht seiner Zeit, ist weder von Noer noch von Garbe verstanden worden. Ebensowenig der religiöse Grübler und Reformator! Much tritt nun dieses schon schiefe Bild erst richtig breit und schreibt einen Lobhymnus auf den Idealmenschen Akbar. Und nun nimmt er es mit der historischen Wahrheit nicht gar zu genau. Er zieht das ganze Brimborium moderner Pseudomystik des Ostens in seine Handlung, Laotze und Buddhismus, Avesta und Sufismus. Dann muß auch noch Meister Eckhart daran glauben, und die moderne Bibelkritik, um den Jesuitenmissionaren in den Mund gelegt zu werden, was jedem Historiker wie eine Groteske erscheinen muß. Und wie die Gedankengänge der Menschen werden auch die äußeren Dinge des Lebens und die Daten der Geschichte durcheinandergewirbelt. Namen in den absurdesten Schreibarten! Ereignisse kreuz und quer gemischt und verwechselt. Um nur ein Beispiel herauszugreifen: Much läßt Akbars Thronverweser Bairam Khān in Afghanistan ermordet werden, aber in jedem Handbuch kann man es nachlesen, daß er zu Patan in Gujarāt sein Ende fand. Und so der Fälle in großer Zahl mehr. Freilich hat der Dichter ein Recht, mit der

Geschichte, die nur die äußerliche Fabel für ihn ist, frei zu schalten, sie seinen Zwecken gemäß umzubiegen, — wenn, ja wenn dies notwendig, um seine Gestaltung der Probleme und Charaktere prägnanter und reiner herausarbeiten zu können. Aber ist das Kunst, den Helden des Buches rein und makellos, übermenschlich und unproblematisch, ein blutloses Ideengespenst, weiß in weiß zu malen? Ist es Kunst, nur edle Geister und schwarze Scheusale zu malen? Wo ist Erfassung der Persönlichkeit, wo Ringen mit dem Zwiespalt des Geschehens? Lobhudelei ist nicht Dichtung. Und hinter den großen Worten bleibt nur eine armselige, unverstandene Paraphrase eines längst veralteten historischen Werkes. Eine mehr jener Schreibereien, die in einem flüchtigen, oberflächlichen Modejournalismus von der „Mystik des Ostens" machen und das ernsthafte Studium der Kulturen des Orients in den Augen der weiteren Allgemeinheit in Verruf bringen!

Höver, Dr. Otto: **Kultbauten des Islam.** (16 S. Text u. 64 S. Abb.) gr. 8°. Leipzig: Wilhelm Goldmann 1922. Rm. 2.50; geb. 4 —. Bespr. von G. Kampffmeyer, Berlin-Dahlem.

Fünf von den 62 Tafeln enthalten Grundrisse, die übrigen Außen- oder Innenansichten der vorgeführten Denkmäler. Die Anordnung der Tafeln ist im allgemeinen geographisch, innerhalb der geographischen Gruppen chronologisch. Einer geschichtlichen und kunstgeschichtlichen Einleitung sind an den Rand Nummern der darnach folgenden Abbildungen als Belege beigeschrieben; aber nicht alle Abbildungen sind solcherweise mit einem Text in Verbindung gebracht, wie andrerseits im Text manches ausgeführt ist, wofür innerhalb der Tafeln keine Anschauung dargeboten wird. Daß von dem überaus umfassenden Material auf so beschränktem Raum nur ein kleiner Ausschnitt dargeboten werden konnte, liegt auf der Hand. So liegen aus dem maghribinischen Kulturkreise nur zwei Innenansichten der Moschee von Cordoba und zwei Ansichten der Giralda von Sevilla vor. Die Einleitung ist teilweise reichlich überschwenglich und allgemein, wobei das charakteristische Besondere oft außer Acht bleibt. Der Verf. spricht S. 14 von den nadelhaft schlanken Minarets und nennt die „massige und vierschrötige" Form der Giralda kurzweg eine „Ausnahme". Aber die viereckige *ṣumʿa* ist im maghribinischen Kreise (ostwärts bis Tunisien einschließlich) die einzige Form des Gebetsturmes (hundertfach hier begegnend) und bildet gerade einen besonders augenfälligen Unterschied dieses Kulturkreises von dem östlichen. — Die Abbildungen sind gut, z. T. (bei dem Oktavformat des Buches) zu klein, so daß schöne Einzelheiten oft nicht hervortreten. Im Ganzen sind die „Kultbauten" ein Bilderbuch, in dem man gern blättert; Studienzwecken können sie kaum dienen und wollen es wohl auch nicht.

Arnold, Sir Thomas W.: **The Caliphate.** Oxford: Clarendon Press, 1924. (223 S.). 8°. Bespr. von R. Hartmann, Königsberg i. Pr.

Sir Thomas W. Arnold sagt im Vorwort in vornehmer Bescheidenheit, er habe im vorliegenden Buch im Wesentlichen nur die Ergebnisse der Forschungen von Barthold, Becker, Caetani, Nallino und Snouck Hurgronje einem weiteren Kreise von englischen Lesern zugänglich gemacht. Wenn es auch richtig ist, daß das nicht einfache, durch tiefeingewurzelte Mißverständnisse verwirrte Problem der Bedeutung und Entwicklung der Chalifatsidee in der Hauptsache durch W. Bartholds grundlegende Arbeit in *Mir Islama*, I, 345—400, der C. H. Becker im *Islam*, VI, 350—412 zu weiterer Verbreitung und allgemeiner Anerkennung verholfen hat, gelöst ist, so kommt Arnolds Buch daneben doch noch ein nicht geringes Verdienst zu. Denn er hat ebenso wie die anderen obengenannten Forscher, deren Ergebnisse auch neben Barthold nicht vergessen werden dürfen, an mehreren nicht unwesentlichen Punkten, die noch näherer Klärung bedurften, die Forschung weitergeführt. Hervorgehoben sei einmal die Förderung der Untersuchung der Entwicklung der *Idee* des Chalifats im islamischen Kulturkreis, die in Kap. V (S. 70—76) und X (S. 121—128) des Arnoldschen Buches vorliegt. Und dann hat er — was Referent etwa gleichzeitig in Harrassowitz' *Ephemerides Orientales*, Nr. 24, S. 5 als ein Desideratum bezeichnete — unternommen, die Titulatur der Osmanen-Sultane aus dem reichen Material an Aktenstücken, das uns Ferīdūn[1] erhalten hat, einer genauen Untersuchung zu unterziehen[2].

Daß Arnold so eine Reihe von bisher nicht genügend geklärten Fragen ihrer Lösung zuführt, wie seine Darstellung übrigens durchaus auf selbst erarbeiteten reichen Quellenbelegen aufgebaut ist, hängt zugleich mit dem Grundunterschied zusammen, der seine Darstellung von den Vorarbeiten auszeichnet. Jene waren durchweg Spezialuntersuchungen, die ganz bestimmte Einzelfragen lösen wollten; sein Buch ist eine erschöpfende Gesamtdarstellung des Chalifats-

---

1) Daß die Anthentizität der Dokumente bei Ferīdūn nicht über jeden Zweifel erhaben ist, ändert m. E. nichts an der Notwendigkeit dieser Aufgabe. Ich glaube auch kaum, daß der Wert des Ergebnisses dadurch wesentlich beeinträchtigt wird.

2) Die Durchsicht des reichen besonders in Kap. XI (S. 129—138) beigebrachten Stoffs scheint mir die immerhin beachtenswerte Tatsache zu ergeben, daß man es offenbar wesentlich anders empfand, wenn man dem Sultan (oder er sich selber) mit einer — sei es noch so deutlichen — Umschreibung die Chalifatswürde zuschrieb, was sehr oft der Fall war, als wenn man ihn (oder er sich) ganz einfach *chalīfa* nannte, was viel seltener ist und was vor allem der Sultan selbst im allgemeinen lieber vermieden zu haben scheint.

problems. Während jene der Natur der Sache nach nur an einen beschränkten Leserkreis herankommen können, ist sein Buch für alle bestimmt und geeignet, die der Kultur und Geschichte des islamischen Orients Interesse entgegenbringen; dem entspricht es auch, daß der gelehrte Apparat in Anmerkungen hinter dem Text verwiesen ist. Da man sich keine bessere Einführung denken kann — es sei noch besonders auf die ausgezeichneten Schlußworte S. 182 f. hingewiesen —, muß man dem vorzüglich ausgestatteten Buch, dessen Benutzung ein ausführlicher Index noch erleichtert, möglichst weite Verbreitung auch außerhalb Englands dringend wünschen.

---

1. **Hardy**, Georges: **Vue générale de l'Histoire d'Afrique.** Paris: Armand Colin 1922. (XX, 200 S.) kl. 8°. = Collection Armand Colin, Section d'Histoire et Sciences économiques, No. 25.
2. **Elgood**, Lieut.-Col. P. G.: **Egypt and the Army.** London: Oxford University Press 1924. (VIII, 382 S., 2 Karten.) 8°.
3. **Brévié**, J.: **Islamisme contre „Naturisme" au Soudan français.** Essai de Psychologie Politique Coloniale. Préface de Maurice Delafosse. Paris: Leroux 1923. (XVI, 320 S.) gr. 8°. Bespr. von G. Kampffmeyer, Berlin-Dahlem.

1. Der Verfasser, Generaldirektor des Unterrichts in Marokko, läßt einer Einleitung, in der er den allgemeinen Rahmen der Geschichte Afrikas zeichnet, in kompressem Druck die folgenden Kapitel folgen: I. L'Afrique avant l'Islam (S. 1—40). II. L'Islam en Afrique et le développement des empires indigènes (S. 41—89). III. L'Europe en Afrique et la stabilisation des sociétés africaines (S. 90—159). IV. La formation des nationalités africaines (S. 160—196). Die einzelnen Kapitel zerfallen in Unterabteilungen, z. B. in III. 3° Le partage de l'Afrique noire et la constitution des grands empires. 5° L'action de l'Europe sur l'Afrique: Les méthodes de colonisation. In den Unterabteilungen sind wieder kleinere Abschnitte durch fette Stichwörter übersichtlich hervorgehoben, z. B. in III: Un droit international africain — Les traités de partage — Les résistances de l'Afrique usw. Das Buch ist eine kolonialpolitische Synthese, in der der Verfasser von hoher Warte aus die großen Linien der Zusammenhänge und Entwicklungen afrikanischer Geschichte zu verfolgen und festzulegen sucht. Das gewaltige afrikanische Kolonialreich, das sich Frankreich geschaffen hat, die wichtigste Grundlage seiner jetzigen Machtstellung und seiner Zukunftshoffnungen, hat gewaltige Energieen der Franzosen, auch in wissenschaftlicher Richtung, ausgelöst. Insbesondere durch umfassende und eindringende geschichtliche, soziologische, volkskundliche, sprachliche und verwandte Forschungen, die aufzuzählen hier nicht der Ort ist, hat Frankreich die Grundlagen, Gestaltungen und Zielrichtungen des gesamten Lebens der Völker, die es für immer an sich binden will, zu erkennen gesucht und tut dies je länger je mehr, um seine Einwirkung auf diese Völker, den eigenen Zwecken entsprechend, sicher einstellen zu können. Savoir pour prévoir. Daher gelangt das Buch in Kap. IV auch zu der letzten Unterabteilung: 4° L'Afrique de demain. In den vorhergegangenen, lesenswerten Unterabteilungen hat der Verfasser die neueren starken nationalen Bewegungen, besonders in Nordafrika, analysiert. Die Lage ist verschieden. Aber Gefahr ist da. „En face de ce grand péril commun, il faudrait que l'Europe fût unie." Das ist leider nicht der Fall. „Les résultats de ce défaut d'entente se précipitent." Europa muß endlich die ganze Ausdehnung seiner afrikanischen Pflicht, der Pflicht gegen seine „Mündel", die noch nicht großjährig sind und vorzeitig sich emanzipieren wollen, erkennen, um diese Mündel — in deren Interesse — liebevoll richtig zu leiten. Man dürfe hoffen, daß andere Lösungen gefunden werden, als endgiltiger Bruch, politische Formen, „qui sans doute seront intermédiaires entre l'état de domaine colonial et l'état de nation indépendante".

Angefügt sind ein Literaturverzeichnis und eine Karte.

2. Ägypten war für England im Weltkriege eine militärische Basis von gewaltigster lebenswichtigster Bedeutung. Als Stützpunkt militärischer Unternehmungen (Verteidigung des Suezkanals, Gallipoli-Expedition, Wüstenkämpfe im Westen, Palästina-Feldzug) war es mehr als ein geographischer Schauplatz militärischer Leitung und Verwaltung: Englands Maßnahmen in Ägypten schnitten auf das tiefste ein in die gesamten Verhältnisse des Landes (Erklärung des Protektorats; Absetzung von ʿAbbās Ḥilmi und die Bestellung neuer Herrscher; Egyptian Labour Corps, Camel Transport Corps; Inanspruchnahme öffentlicher Arbeiten, von Lebensmitteln, Geld, Baumwollertrag; Kriegsrecht und mannigfaltige Eingriffe in die Zivilverwaltung, usw.). Alle Geschehnisse und Entwicklungen nun, die im Krieg unmittelbar mit Ägypten in Verbindung standen oder durch den Krieg in Ägypten hervorgerufen oder beeinflußt wurden, militärischer Art und sonst, werden vom Oberstleutnant Elgood in seinem Buche eindringend dargestellt. Der Verf. hat über ein Menschenalter in Ägypten gelebt, hat in dieser Zeit in freundschaftlichen Beziehungen zu Ägyptern aller Stände und Berufe gestanden, war im Kriegs-, Innen- und Finanzministerium tätig und leistete während des Krieges fünf Jahre in

Ägypten militärische Dienste. Auf solche Weise wohl vorbereitet, hat er die Aufgabe, die er sich in seinem Buche stellte, mit weitem Blick und größter Sachlichkeit gelöst. Er selbst stellt im Vorwort sein Buch als drittes zu zwei anderen: Milner habe in seinem Werke „England in Egypt" eine unvergängliche und wahrhafte Geschichte der Erfolge, die England im Anfange in Ägypten hatte, hinterlassen; Wilfred Blunt gab in seiner „Secret History of the English Occupation of Egypt" einen gleich lebendigen, freilich schmerzvollen Bericht über Fehlschläge der früheren Zeit. Nun bleibe es übrig darzustellen, „wie und warum Ägypten das Joch abwarf". Diese Aufgabe habe er in seinem Buche unternommen. In der Tat ist die Darstellung der Entwicklung der inneren Verhältnisse Ägyptens der eigentliche Kern des Buches. Elgood gibt eine weitausholende Vorgeschichte (in Abschnitt II), in der die Persönlichkeiten von Cromer, Gorst, Kitchener, ʿAbbās Ḥilmi, Muṣṭafā Kāmel, Saʿad Zaghlūl und anderen vor unseren Augen Leben gewinnen; er führt die Darstellung dann durch den Krieg hindurch bis zur Revolution März 1919. Er zeichnet die großen, charakteristischen Linien und füllt sie zu gleicher Zeit aus durch mannigfache lebensvolle, materiell wertvolle Einzelheiten. Von den Ägyptern urteilt er, sie seien, wenn rücksichtsvoll und ehrlich behandelt, leicht zu lenken. „Trouble begins when promises are broken" (S. 241). Auch die Darstellung der Kriegsereignisse ist durchweg sachlich und vornehm. Den Verdiensten des deutschen Führers Freiherrn von Kressenstein, wie auch sonst deutschen Leistungen, wird er vollkommen gerecht. Durch die Wichtigkeit der dargestellten Ereignisse und Entwicklungen, durch die Fülle der sachkundig dargebotenen Nachweisungen, durch überall gleichmäßige Sachlichkeit ist Elgoods Buch eine Geschichtsquelle ersten Ranges, die in der Tat den besten Büchern, die über Ägypten geschrieben sind, zuzuzählen ist.

3. „Naturisme" nennt Brévié, „animisme" Delafosse die fetischistische Zivilisation der Neger im französischen Sudan. „Islamisme contre Naturisme" will sagen, daß beide Gesellschaftsformen sich gegensätzlich gegenüberstehen, daß der „Naturismus" dem „Islamismus", soweit dieser nicht mit Gewalt oder durch obrigkeitlichen Einfluß verbreitet oder gestützt wird, Widerstand leistet, weiter aber auch, daß solche Selbstbehauptung des Fetischismus ein Programmpunkt der heutigen französischen Kolonialpolitik ist. Brévié in seinem weitschichtigen Buche, Delafosse in einer kürzeren Skizze (Revue du Monde Musulman 1922: L'animisme nègre et sa résistance à l'islamisation en Afrique Occidentale), beide aus Einblicken, die sie in leitender Stellung in Westafrika gewonnen, sind, jeder für sich, zu gleichen Ergebnissen gelangt. Brévié behandelt in einem ersten Teil seines Buches den Naturismus, in einem zweiten den Islamismus im französischen Sudan, in einem dritten die Beziehungen der französischen Kolonisation zu beiden. Überblicke über frühere Geschichte und eingehende Darstellungen von Gegenwartsverhältnissen beleuchten die gegenseitigen Beziehungen der islamischen und der fetischistischen Vorstellungen und Gesellschaftsformen. Im zweiten Teil des Buches bietet namentlich das dritte Kapitel (L'Islam Soudanais, S. 177—226) wertvolle materielle Mitteilungen. Die französische Eroberung war zunächst für den Islam in Westafrika vorteilhaft, da die Verwaltung, aus algerischen Traditionen heraus, den Islam begünstigte. Über die Fortschritte, die er damals machte, berichtet das zu jener Zeit geschriebene Buch von Le Chatelier: L'Islam au XIX^e siècle. Im Senegalgebiet blieb die Stellung des Islams auch weiter stark (S. 254), anderwärts aber kam bald ein Wandel. 1903 und 1909 studierte die französische Verwaltung durch eingehende Umfragen die Verhältnisse [1]. Die Aufhebung der Häuptlingsgewalten, die Abschaffung der Sklaverei (nach 1900) schufen neue soziale Verhältnisse, durch welche die ackerbautreibenden Fetischisten auf eigene Füße gestellt und ihren alten Traditionen wieder zugeführt wurden. Die französischen Schulen traten in Wettbewerb mit dem Unterricht der Marabuts. Endlich brach die Organisation der eingeborenen Gerichtsbarkeit (Dekret vom 10. November 1903) den Einfluß der muslimischen Kadis. 1911 orientierte sich die französische Politik bewußt (durch Instruktionen, die S. 257—260 mitgeteilt sind) im Sinne einer Wiederherstellung der alten fetischistischen Institutionen und einer Eindämmung des islamischen Einflusses. „Il faut, en un mot, restituer au fétichisme sa forte personnalité de jadis que notre centralisation excessive est en voie de faire disparaître, faute de l'avoir suffisamment connue et appréciée." Der Islam, der sich seines Machtbereiches bewußt geworden ist und den Zusammenhang seiner einzelnen Teile zu stärken sucht, war auch in Westafrika unternehmend geworden und machte schon 1911 den Franzosen zu schaffen (S. 256). Es könnte sehr wohl, wenn der Islam sich in Westafrika ausbreitet, eine Verbindung zwischen diesem und dem Islam Nordafrikas herbeigeführt werden, die ägyptischen, tunisischen, algerischen Nationalisten könnten leicht für ihre umstürzlerischen Gedanken einen geeigneten Boden auch in West-

1) Das Material dieser Umfragen ist enthalten in dem Werke von Delafosse: Haut-Sénégal-Niger. Paris: Larose 1912, 3 Bde.

afrika finden (S. 252). So soll im französischen Sudan der Fetischismus das Gegengewicht gegen den Islam sein. Das letzte Kapitel (S. 293—314) entwickelt „la politique de demain". — Für die Erkenntnis der tatsächlichen Entwicklung der Verhältnisse des Islams im französischen Sudan im Zeitraum 1912—1915 haben einen sehr schätzbaren dokumentarischen Wert die S. 362—392 mitgeteilten Verwaltungsberichte umfassend alle Distrikte, so Nioro, Goumbou, Sokolo, Djenné, Mopti, Bandiagara, Issa-Ber, Goundam, Tombouctou, Gourma, Gao, Dori, Say, Kayes usw. Die Berichte zeigen, daß der Islam langsam aus den ländlichen Bezirken zurückweicht und sich in den großen Handelsmittelpunkten zusammenzieht, sowie daß die fetischistische Gesellschaft allmählich sich vom islamischen Einfluß freimacht und neu sich aufbaut. Es könne also keine Rede davon sein, daß die Neger dem Islam schicksalsmäßig verfallen seien.

---

1. **Bolland,** Wely Bey: **Almanga küčük sarf.** Kleine deutsche Sprachlehre für Türken mit Schlüssel. (Methode Gaspey-Otto-Sauer). 2. Aufl. Heidelberg: Julius Groos 1924. (224. u. 58 S.) 8°. Rm. 2.65.

2. **Connor,** James und Franz **Bayer: Deutsch-Türkisches Konversationsbuch** zum Gebrauche für Schulen und auf Reisen. 2., verb. Auflage. Ebd. 1924. (VIII, 285 S.) 16°. Rm. 2.65. Bespr. von F. Giese, Breslau.

Beide Bücher, die natürlich nur für die ersten Anfänge berechnet sind, erscheinen in zweiter Auflage. Ein Zeichen, daß sie ihre Aufgabe erfüllt haben und recht viel benutzt worden sind. Vom wissenschaftlichen Standpunkte hätte man es sehr gern gesehen, wenn die Verbesserungen namentlich zu 2) sich etwas tiefer gestaltet hätten. Hoffen wir, daß die zweite Auflage auch unter den veränderten politischen Verhältnissen weiter gebraucht wird.

Luke, Harry Charles: **Anatolica.** London: Macmillan & Co. 1924. (XII, 205 S.). 8°. 16 sh. Bespr. von F. Taeschner, Münster i. W.

Lucus a non lucendo — Das Buch handelt nicht von dem, was wir Heutigen unter Anatolien verstehen, der Halbinsel Kleinasien, sondern von Ländern und Orten des Orients, die um Anatolien herumliegen: Teil I Athos, Saloniki, Adrianopel, das alte Serai in Konstantinopel; Teil II Zypern; Teil III das hl. Grab in Jerusalem, Petra; Teil IV Städte in Transkaukasien.

Es ist eine Sammlung von Essays, die meist schon einmal in verschiedenen Zeitschriften erschienen waren; sehr flott geschrieben, und gut informiert. Der Verf. hatte als politischer Offizier und Beamter sich von Amts wegen mit den örtlichen Verhältnissen zu befassen. Sein Interesse gilt fast ausschließlich dem christlichen Bestandteile des Orients, und dessen Geschichte. Über die Verhältnisse nach dem Kriege erfahren wir mitunter interessante Einzelheiten, doch ist alles Politische geflissentlich gemieden. Wissenschaftliche Erkenntnisse zu bieten, war nicht die Absicht des Verf.

Grobba, Dr. Fritz: **Die Getreidewirtschaft Syriens und Palästinas seit Beginn des Weltkrieges.** Hannover: Heinz Lafaire 1923. (VII, 201 S.) Lex. 8°. Bespr. von G. Bergsträßer, Heidelberg.

In übersichtlicher, durch statistische Tabellen und Gesetzes- und Verordnungstexte reich belegter Darstellung schildert der frühere Dragoman des deutschen Konsulats in Jerusalem, Grobba, der als Geschäftsführer der Getreidekommission Jerusalem 1916/7 und dann durch seine Tätigkeit im AOK IV in Damaskus (Oberetappeninspektion) 1918 das syrisch-palästinische Verpflegungswesen gründlich aus nächster Nähe kennen gelernt hat, die Gestaltung der Getreidewirtschaft in Syrien und Palästina während des Kriegs: die trotz ungesunder Grundbesitz- und Steuerverhältnisse an sich günstige Lage, da in nicht zu schlechten Jahren ein Ausfuhrüberschuß an Körnerfrüchten bestand; den Rückgang der Anbaufläche Herbst 1914 um etwa 10% und 1915 um etwa weitere 20% infolge der Einziehungen zum Heeresdienst, der Armenierverbannungen, der Beschlagnahmungen von Zugtieren und des Mangels an Saatgetreide, da zuviel requiriert worden war; schwere Schädigung der Ernten 1915 und 1916 durch Heuschreckenfraß und ungünstige Witterung; Verschärfung der Krise durch die fast unüberwindlichen Transportschwierigkeiten, die zusammen mit der Entwertung des Papiergelds und dem ungehemmten Getreidewucher den Preis so in die Höhe trieben, daß in den nicht produzierenden Gebieten, zumal in dem auf Subsidien aus dem Ausland angewiesenen Libanon, die Unbemittelten hungerten, auch wenn an sich noch Getreide vorhanden war; die Verbesserung der Aussichten für 1917 durch die Heuschreckenbekämpfung (in Syrien Dr. Bredemann) und die sehr bald sichtbaren Wirkungen des auf Anregung des deutschen Beirats im Landwirtschaftsministerium Dr. Bücher erlassenen Zwangsanbaugesetzes, aber Rückschlag infolge des Ausbleibens ausreichender Regenfälle, das zu einer Mißernte 1917 führte; Ernährungskatastrophe Frühjahr 1918, die wenigstens für die Armee durch Getreidezufuhr aus Konia behoben wurde; Erleichterung der Lage durch den ausgezeichneten Ausfall der Ernte 1918, die trotz der immer noch stark herabgesetzten Anbaufläche etwa einer Durchschnittsernte gleichkam.

Diese Darstellung ist eingeteilt nach Wirtschaftsjahren; bei jedem werden der Reihe nach die bestellte Fläche, die Ernte, die behördlichen Maßnahmen zu ihrer Erfassung und Verteilung, die Versorgung der Truppe und die Versorgung der Zivilbevölkerung behandelt. Der Schwerpunkt liegt neben der Feststellung der statistischen Tatsachen auf der kritischen Würdigung des Vorgehens der türkischen Militär- und Zivilbehörden; dadurch wird das Buch, das zunächst der Kriegsgeschichte und der Wirtschaftskunde von Syrien und Palästina dienen will, zugleich zu einem bedeutsamen Beitrag zur Kritik der jungtürkischen Verwaltung, der im Vergleich zu zahllosen anderen äußerst wohltuend wirkt wegen der ausgezeichneten Tatsachengrundlage und der vollen Sachkenntnis und Sachlichkeit des Verfassers, dem es nie um die Kritik als Selbstzweck, sondern stets um die Sache zu tun ist. Das Bild, das sich ergibt, ist nicht günstig: wirtschaftliche Einsichtslosigkeit bis in die höchsten Stellen, die durch Befehle wirtschaftliche Gesetzmäßigkeiten aus der Welt schaffen zu können glauben; organisatorisches und vor allem geschäftliches Ungeschick der türkischen Beamten, die sich auch bei Geschäftsabschlüssen als Obrigkeit fühlen und sich nicht entschließen können, die für den Geschäftsmann geltenden Normen als auch für sich bindend anzuerkennen; und vor allem, wieder bis in die höchsten Stellen, die Unredlichkeit, die die allgemeine Not benützt, die eigenen Taschen oder die Parteikasse zu füllen[1]. Wobei nicht verschwiegen werden darf, daß es Ausnahmen gegeben hat, vor allem den tüchtigen und rührigen Vali von Aleppo Bedri Bej, und daß auch die deutsche Etappe nicht immer mit dem wünschenswerten Geschick vorgegangen ist. Daß auch Grobba (S. 26) den ungeheuerlichen Vorwurf der Ententepresse, die Türkei habe bewußt die christlich-arabische Bevölkerung des Libanon und Beiruts verhungern lassen wollen, gebührend zurückweist, sei ausdrücklich festgestellt[2]. Interessant ist in diesem Zusammenhang, daß die Amerikaner 1917 die auf Betreiben der in Amerika lebenden Juden und Libanesen abgeschickten Getreideschiffe unter dem Vorwand von Verhandlungen über die Bedingungen der Verteilung so lange in Alexandrien zurückgehalten haben, bis Amerika in den Krieg eingetreten war.

1) Leider hat Grobba das umfangreiche Material über Getreideschiebungen, das er besitzt, nur zum kleinsten Teil veröffentlicht.

2) Den durch Hungersnot zugrunde gegangenen Teil der Bevölkerung des Libanon schätzt Grobba S. 115 auf nur $^1/_5$.

Den Schluß des Buches bildet eine durch den Mangel an zuverlässigem statistischem Material etwas beeinträchtigte Darstellung der Gestaltung der Getreidewirtschaft seit dem Krieg, in der die politischen Verhältnisse — vor allem auch der Gegensatz zwischen Zionisten und Arabern — ausgiebig berücksichtigt werden und der eine ausführliche, sehr interessante Einleitung[1] über die allgemeine wirtschaftliche Entwicklung des Landes in den ersten Nachkriegsjahren und den Einfluß der neuen staatlichen Gliederung auf sie vorangeschickt ist.

Die Tatsachenangaben des Buches und die Übersetzungen sind, soweit ich sie an der Hand des im Frühjahr 1918 in Syrien von mir in militärischem Auftrag gesammelten Materials[2] nachprüfen konnte, im allgemeinen durchaus zuverlässig[3]; wobei zu berücksichtigen ist, daß man in der Türkei schon in normalen Zeiten großenteils auf Schätzungen angewiesen war, die u. U. weit voneinander abwichen.

Hedin, Sven: **Ossendowski und die Wahrheit.** Leipzig: F. A. Brockhaus 1925. (111 S.) 8°. Rm. 2 —. Bespr. von E. Tiessen, Charlottenburg.

Die Aufnahme, die besonders das erste Buch des Polen Ossendowski gerade in Deutschland gefunden hat, war eine Krankheitserscheinung. Schon um der Nationalität seines Verfassers willen. Zugegeben, daß ein kleinerer Kreis von Führern in Wissenschaft und Politik solche inneren Widerstände beiseite setzen muß, um sich einen weiten Überblick zu wahren, so ist es doch eine wohl sogar für die Deutschen

1) Darin S. 116—8 ein auf eigener Erkundung beruhender Exkurs über das Mütessariflik Kerak.

2) Leider ist mir ein großer Teil davon nicht mehr erreichbar, besonders die wertvollen Angaben über die landwirtschaftlichen Verhältnisse des Vilajets Damaskus, die ich durch Vermittlung des Defterdars des Vilajets Lutfi Bej erhalten hatte.

3) Etwas verunglückt ist die Übersicht S. 21: für den Zehntertrag von Aleppo ist aus Tabelle 11 (S. 149) ein infolge von Additionsfehler um 2000 t zu niedriger Betrag eingesetzt; durch die Multiplikation mit 8 erhöht sich der Fehler auf 16000 t, und durch einen Additionsfehler in der Übersicht selbst (wenn nicht etwa in einem der anderen Einzelposten ein Druckfehler ist) auf 21000 t — über 2% der Gesamternte von Syrien! Der Verfasser hätte durch Abrundung der ja ohnehin nur im allergröbsten vielleicht brauchbaren und immer wieder neben ganz ungefähren Schätzungen stehenden Zahlen der türkischen Statistiken (auf volle Tausend t und Tausend *dönum*) viel Arbeit und Raum sparen können; dadurch wäre die Vermeidung solcher Irrtümer sehr erleichtert worden! — In Tabelle 25 (S. 162) stimmen die Summen von Spalte 2 und 3 nicht zu den Einzelposten; sie sind trotzdem richtig, es ist nämlich der in Spalte 6 angegebene Konsum des Libanon in Abzug gebracht, was gesagt sein sollte. — Unter den Mitgliedern der Ernährungskommission S. 165 fehlt versehentlich der Unterstaatssekretär des Finanzministeriums. — Ein störender Druckfehler ist *Dampfanlagen* S. 135 für *Dammanlagen*.

anormale Erscheinung, wenn das Buch eines Polen sozusagen Mode werden kann. Aber darum kann es sich natürlich hier nicht handeln, und das hätte auch Sven Hedin, bei all seinem bewährten Interesse an der Förderung alles Guten und Tüchtigen und an der Bekämpfung alles Wurmstichigen und Gefährlichen in Deutschland, kaum einen Anlaß zum Einschreiten geboten. Allenfalls kam dies als drittes Movimentum hinzu zu den beiden anderen Beweggründen, nämlich einmal der Auflehnung jeder wahrhaftigen Natur gegen die Lüge, sodann dem Bewußtsein, in diesem Fall die beste Sachkenntnis zur Entlarvung des Schwindels zu besitzen — also ein „Adel verpflichtet" in besonderen Verknüpfungen. Zunächst hat es leider nicht ausbleiben können, daß die öffentliche Stellungnahme Hedins gegen das Buch diesem wenigstens bei allen nur Neugierigen erst recht zum (buchhändlerischen) Erfolg verhalf. Und aus diesem Grunde und aus seinem untadeligen Ziel- und Pflichtbewußtsein ist es zu erklären, daß Hedin soviel Mühe und Zeit an eine solche Sumpfblase der Literatur gewandt hat und schließlich seinen einzelnen Aufsätzen sogar noch eine eigene kleine Schrift hat folgen lassen. Diese ist denn nun wohl der letzte und tödliche Schlag geworden, und die Ossendowski-Mode liegt hoffentlich in den letzten Zuckungen. Daß das Buch von O., um das es sich handelt, eine Reise durch Sibirien, die Mongolei und Nordosttibet ganz oder zum großen Teil überhaupt vortäuscht oder doch mit schrankenloser Phantasie unter der Vorspiegelung tatsächlicher Erlebnisse ausstattet, hat Hedin schon früher nachgewiesen. Hier trägt er all seine Kritik nochmals zusammen und beleuchtet auch die Schliche, mit denen O. und die an seinem „Erfolg" interessierten Kreise ihr auszuweichen versucht haben. Aber während Hedin früher wenigstens die Phantasie des Polen und ihre geschickte schriftstellerische Ausmünzung anzuerkennen sich gedrungen fühlte, hat er nun auch von diesem vermeintlich gerechten Zugeständnis zurücktreten müssen. Seine Annahme, es wäre alles in leidlicher Ordnung gewesen, wenn O. nur eingestanden hätte, daß er aus seiner Phantasie heraus geschaffen hätte, gilt auch nicht mehr. Denn es ist Hedin zudem gelungen, den einwandfreien Nachweis zu führen, daß O. ganz wesentliche und ausführliche Teile der Erfahrungen, die er unter seinen Mongolen gesammelt haben wollte, einem 1910 in Paris erschienenen, wenig bekannt gewordenen Buch des phantastischen Franzosen Saint-Yves „entlehnt" hat, ohne auch nur im mindesten auf diese Außenquelle hinzudeuten. Damit hat das Bild des O. eine solche Abrundung erfahren, daß man ihn und seine Schriften endlich überall mit verdienter Verachtung und vor allem Nichtbeachtung strafen sollte.

Tessitori, Dr. L. P.: Bardic and Historical Survey of Rajputana. 6 Hefte. Calcutta: Asiatic Society, 1917—1920. = Bibliotheca Indica, New Series. Bespr. von J. C. Tavadia, B. A., Hamburg.

Einer der ersten Forscher in der neu-indischen Philologie, Tessitori, dessen vorzeitiger Tod einen großen Verlust auf diesem Gebiet bedeutet, erschließt uns hier einen Schatz verstreuter und bis heute noch unbeachteter mittelalterlicher Literatur von Rajputana. Drei Hefte, Nr. 1409, 1412, 1413 (S. 69, 94, 87) bilden ‚a descriptive Catalogue of Bardic and Historical Manuscripts'. Das erste Heft handelt über die in Prosa abgefaßten Chroniken des Jodhpur Staates, das zweite über die des Bikaner Staates und das dritte über dessen Barden-Dichtung. In den beiden letzten Heften hat Tessitori nur die Handschriften der Darbār-Bibliothek verarbeitet. Der Verf. hat in die in Prosa abgefaßten Chroniken alle Arten von Prosaschriften, die in Mārwārī als *khyāta* (Chronik), *vāta* (Geschichte), *vigata* (Bericht), *vaṃsāvaḷī* (Familien- und Geschlechtschronik), *pīḍhī* (Genealogie), *kahāṇi* (Erzählung) usw. bezeichet werden und die alle mehr oder weniger historischen Charakter tragen, mit eingeschlossen. Sowohl Barden-Dichtung und Gesänge als auch Werke über nicht-historischen Stoff, die sich in derselben Handschrift eingestreut fanden, sind ebenfalls beschrieben worden, wenn auch bedeutend flüchtiger. In den angeführten Auszügen werden die Teile, die Daten, Personen, Namen usw. enthalten oder neuen Aufschluß geben, bevorzugt. Einige Handschriften berichten Tatsachen und Begebenheiten zusammenfassend, aber ohne jegliche Ordnung, andere wollen die ganze Geschichte gewisser Zeitabschnitte geben. Wir finden dort Genealogien regierender Familien einerseits und Berichte über verschiedene Rajput-Kasten andererseits. Daß dieses alles für die Geschichtskenntnis wichtig ist, ist klar, aber es ist nicht weniger wichtig für die Kenntnis des Privatlebens der Rajput-Fürsten in jenen Tagen. Die Geschichten beschränken sich keineswegs nur auf die vorerwähnten Staaten, sondern sie erstrecken sich beinahe über ganz Nordindien einschließlich Gujarāt. Dann und wann finden sich einige wissenschaftliche Werke darunter, wie *Bhogal-Purāṇ*, eine kurze Abhandlung über Cosmographie und Geographie in Hindī; *Sālotar (Sālihotra)*, ein Abriß der wohlbekannten tierärztlichen Abhandlung in einem Gemisch von Mārwārī und Hindī; *Ghoḍā rā aukhadh*, ein kurzer Aufsatz über Tierheilkunde in Be-

zug auf Pferde. Volkstümliche Werke fehlen auch nicht, u. a. finden wir: *Hitopades-granth* im Guvālerī-Dialekt (Prosa mit eingestreuten Versen), *Vetāḷa-pacīsī rī Kathā* (Mārwāṛī-Prosa mit Versen untermischt; zwei leicht voneinander abweichende Fassungen); *Siṅghāsaṇ-battīsī rī Kathā* (zwei Fassungen, die eine in Mārwāṛī, die andere in Jaipurī); *Gorā Vāḍal rī Kathā* (eine poetische Version der berühmten Geschichte der schönen Padamaṇī von Cītor und ihrer Verwandten Gorā und Vāḍal); *Rājā Bhoj rī panarmī Vidyā triyā-carita* (das fünfzehnte Wissen des Königs Bhoj: die Kenntnis der Frau); *Lukamān Hakīm apṇai beṭai kū nasīhat* (die Ratschläge des Weisen Lukmān an seinen Sohn, in Mārwāṛī gemischt mit Urdū); *Dampati-vinoda* (eine Umarbeitung der bekannten Geschichten des Papageis und der Predigerkrähe, in Mārwāṛī-Prosa untermischt mit Sanskrit- und Mārwāṛīversen). Eine große und schöne Handschrift enthält eine von dem Munshī Lālā Hīrā Lāl im Jaipurī-Dialekt angefertigte Übersetzung von *Āīn-i-Akbarī*. — In Bezug auf die Barden-Gesänge, die manche Liebes- und Kampfgeschichte geben, sagt der Verf., daß sie abgesehen von dem oft beachtenswerten literarischen Wert, große Bedeutung haben, weil sie Licht auf das Leben der Rajputen im Mittelalter werfen, und weil sie — wenn sie wirklich aus der Zeit der erzählten Ereignisse stammen — dem Historiker eine Hilfe sind. Es fehlt leider in diesen Heften eine Inhaltsangabe oder ein Register zu Nachschlagezwecken.

Heft Nr. 1411 (S. 14 + 139) enthält eine kritische Ausgabe mit Noten und Glossar der *Vacanikā Raṭhoṛa Ratana Siṅghajī rī* von Khiriyā Jagā. Das Werk ist in Ḍiṅgaḷa, d. h. einem literarischen oder poetischen Mārwāṛī verfaßt im Gegensatz zu Piṅgaḷa, das die Braja-Sprache zur Basis hat. Das Werk feiert den ruhmvollen Tod des Ratana Siṅgha, der in der Schlacht von Ujain (1658 n. Chr.) fiel, wo er unter Jasavanta Siṅgha gekämpft hatte. Dieser half Dārā gegen die vereinigten Streitkräfte seiner Brüder Aurangzeb und Murād im Kampf um den Kaiserthron. Tessitori behandelt in seiner meisterhaften Einleitung die Handschriften, literarische und philologische Fragen, die mit dem Gedicht verknüpft sind, und spricht über den Verf. des Werkes. Da das Gedicht zu den volkstümlichsten Bardenliedern Rajputanas gehört, konnte sich der Herausgeber eine große Menge von Abschriften des Werkes verschaffen. Aus dieser wurden 13 an der Zahl, von denen einige nur 30—40 Jahre nach der Zeit der Abfassung des Werkes datieren, für diese Ausgabe gewählt. Es ist interessant, daß die meisten von diesen Abschriften den Jaina gehören. Das Gedicht wurde sofort oder sehr bald nach dem Ereignis, das es erzählt, abgefaßt; jedenfalls fällt es in die zweite oder spätere Periode des Ḍiṅgaḷa, das von dem Anfang des 17. Jahrh. n. Ch. an datiert. Da aber der Sprachwandel sehr langsam vor sich ging, zeigt die *Vacanikā* im allgemeinen mehr Merkmale des Alt-Ḍiṅgaḷa (13.—16. Jahrh.) als solche des Ḍiṅgaḷa von heute. Dieselbe Erscheinung zeigt sich auch in wenig bekannten und daher unbedeutend oder gar nicht veränderten Gujarātī-Werken. In Bezug auf die lexikographischen Besonderheiten bemerkt der Verf., daß sie weniger bedeutend sind, da die Barden in dieser Hinsicht konservativer waren als in Bezug auf die Grammatik. Auch Stil und Form der *Vacanikā* gehören der alten Periode an, wie schon der Name verrät. Das Werk ist in einer Art gereimter Prosa geschrieben, wo jede Phrase oder jeder Satz, gleichgültig ob lang oder kurz, sich mit der nächsten Phrase oder dem nächsten Satz reimen muß. *Dūhās*, *chappayas*, *gāhās* usw. sind eingestreut. Es unterscheidet sich von früheren Werken insofern, als es auch *chandas* enthält, und somit eine Neuerung bringt. Auch in Alt-Gujarātī finden sich Beispiele für solche gereimte Prosa, z. B. *Pṛthvīcandracaritra* von Mānikyasundar Sūri, in den ‚Gaekwad's Oriental Series' Nr. 13: *Prācina Gurjarakāvyasangraha* veröffentlicht. Tessitori zeigt, welche Werke unserem Dichter als Vorbild gedient haben müssen, und berührt die dichterischen Kunstgriffe, deren der Verf. sich bedient hat. Die Anmerkungen handeln über Lesarten des Textes, Parellen von anderen Werken, über schwierige oder dunkle Worte usw., und das Glossar liefert uns eine Sammlung von höchst charakteristischen Ḍiṅgaḷa-Worten mit ihren Bedeutungen und ein vollständiges Register sowohl aller Eigennamen als auch der Pronominal- und Postpositional-Formen, die in der *Vacanikā* gebraucht sind.

Veli Krisana Rukamaṇī rī von Raṭhòra Prinz Prithī Rāja bildet den Gegenstand des Heftes Nr. 1423 (S. 15 und 143), hier mit Anmerkungen und einem Glossar in Auswahl wie oben zum ersten Male veröffentlicht. Grierson erwähnt das Werk nicht, vgl. § 73 in ‚the Modern Vernacular Literature of Hindustan'. Es scheint, daß er Ḍiṅgaḷa-Arbeiten kaum beachtet hat, da seine Hauptquellen, die einheimischen Chrestomathien, darüber schweigen. — Tessitoris Einleitung handelt über den berühmten Verfasser, dessen Heldentum durch den dichterischen Genius nicht beinträchtigt wurde. Er war eine Zierde des Hofes Akbars und hatte das Glück, an dem Ruhm einiger seiner Feldzüge Anteil zu haben. Sein einzigartiger Genius und seine

ebenfalls einzigartige Frömmigkeit waren mit einer gewissen übernatürlichen Kraft gepaart, so daß er schon zu seinen Lebzeiten als ein Hellseher und ein Heiliger verehrt wurde. Er verlor niemals den Geist der Rajputen, er blieb immer ein Bewunderer von Mut und unbiegsamer Würde und ein geschworener Feind von Erniedrigung und kriechender Dienstbeflissenheit, wie aus einem hier wiedergegebenen Gesang über gewisse Gepflogenheiten Akbars zu ersehen ist.

Das hier veröffentlichte Gedicht ist das längste aus seiner Feder und ist um 1581 n. Ch. verfaßt. Es handelt über den Raub der Rukminī von Kṛṣṇa bis hin zu der Geburt ihres Sohnes Pradyumna. Die Geschichte ist aus dem Bhāgavata-Purāṇa genommen, aber die künstlerische Einkleidung ist selbständige Arbeit des Dichters. Nur in vier Fällen konnte der Herausgeber eine so starke Übereinstimmung mit dem Original nachweisen, daß von einer Entlehnung die Rede sein kann. Das große Selbstlob des Dichters am Ende seines Werkes ist leicht verzeihlich, wenn wir seine wirklich hohen Verdienste erkennen. Die Tatsache, daß verschiedene Gelehrte sein Werk commentiert haben, weist auf den Wert desselben hin. Das Gedicht vereinigt glücklich Natürlichkeit des Ausdruckes mit sorgtältig durchgearbeitetem Stil. Es ist auch in Diṅgaḷa geschrieben, dem Dialekt, der allein gemeinhin als geeignet für heroische, aber als zu rauh für erotische oder idyllische Stoffe gilt, hierfür wird Piṅgaḷa benutzt. Tessitori meint, daß unser Dichter diesen Irrtum beseitigt hat, weil, fügt er hinzu, das Gedicht nicht hätte musikalischer sein können, wenn er es in Piṅgaḷa geschrieben hätte, es aber dann an Natürlichkeit eingebüßt hätte. Einige Bemerkungen über das Metrum der Dichtung und eine Liste der Handschriften, die für die Ausgabe gebraucht worden sind, beschließen die Einleitung.

Das letzte Heft Nr. 1430 (S. 15 und 113) enthält *Chand rāu Jèta Sī rō*, ein Gedicht von Viṭhū Sūjè Nagarajòta, einem Cārana im Solde des Rāu Jèta Sī von Bikaner um 1535 n. Ch. geschrieben. Der Dichter feiert in seinem Werk den Sieg des Fürsten über Kāmrān, ein Ereignis, das die mohammedanischen Historiker nicht erwähnen. Wie es in Barden-Gesängen Brauch ist, enthält dies Werk auch einen Bericht über die kriegerischen Heldentaten der Vorfahren des Jèta Sī und berichtet uns auf diese Weise einige Begebenheiten aus der frühen Geschichte von Bikaner. Alles dies hat Tessitori hier in seiner Einleitung zusammengestellt und verweist dann auf ein anonymes, aber selbständiges Gedicht gleichen Titels und über denselben Gegenstand, das er in der Bikaner Darbār-Bibliothek gefunden hat und das die Richtigkeit des Inhaltes unseres Gedichtes bestätigt und nicht selten Ergänzungen hinzufügt. Beide Dichtungen sind frei von falschen Darstellungen von Jèta Sī's Sieg über Kāmrām, wie sie in der späteren Bikaner Überlieferung vorkommen. Nach einigen Bemerkungen über das Metrum bespricht der Verf. die Handschriften, die er zur Herausgabe benutzt hat. Tatsächlich gibt es nur eine Handschrift, da die andere nur eine Abschrift dieser ist. Aber die Originalhandschrift stammt schon aus dem Jahre 1573 n. Ch., datiert also nur 38 Jahre nach der Abfassung des Werkes und ist durchweg genau. Dunkle Stellen sind selten. Am Schluß gibt Tessitori Anmerkungen und einen Namensindex.

Es wird nicht unangebracht sein, noch ein in derselben Reihe veröffentlichtes Heft ähnlichen Inhaltes, Nr. 1470 (S. 96), zu erwähnen, nämlich *Sūraja-Prakās* oder „Rājasthānī Balladen über Mahārāja Śrī Abhaisiṅghajī" von Vijairāmota Kaviyā Karaṇīdāna. Das Werk ist von Paṇḍita Rāmakaraṇa Vidhyāratna von Jodhpur augenscheinlich aus drei Handschriften herausgegeben worden, aber ohne jegliche Einleitung usw., die vielleicht nachträglich gegeben wird, da noch weitere Hefte erscheinen sollen. Den größten Teil des vorliegenden Heftes nimmt die Geschichte von Rāma ein, wie es in solchen Werken üblich ist. Dieses Werk erinnert mich an Grierson a. a. O. § 370. Dort ist der Verfasser Karan Kabi Bandījan genannt, der das Gedicht *Sūrya Parkās*, 7500 Śloka lang, unter der Gönnerschaft des Abhay Siṅgh geschrieben hat. Es gibt die Geschichte von der Zeit des Jaswant Siṅgh bis herab zu Abhay Siṅgh (1638 bis 1731).

Saunders, Kenneth: **Lotuses of the Mahāyāna.** London: John Murray 1924. (63 S.) kl. 8° = The Wisdom of the East Series. 2 sh. 6 d. Bespr. von O. Stein, Prag.

Ursprünglich wollte der Herausgb. unter Mitwirkung Dr. M. Anesakis eine größere Anthologie des Mahāyāna-Buddhismus veröffentlichen, aber das Erdbeben in Japan vernichtete das Manuskript. In einer kurzen Einleitung über das Mahāyāna, das (S. 13) mit Bezug auf die Stellung zur vorbuddhistischen Moral als ein geläuterter und reformierter Hinduismus bezeichnet wird, sucht Saunders diesem System gerecht zu werden. Dies fällt ihm um so leichter, da er (S. 12) erklärt, daß die als orthodox geltenden Schriften des Hīnayāna nur eine der möglichen Interpretationen des Buddhawortes bieten. Allerdings sollte man nicht den Standpunkt, den der Historiker des Buddhismus einnimmt, vermengen mit dem des Forschers nach dem „Buddhawort"; der letztere wird immer dem Mahāyāna gegenüber skeptisch, ja ablehnend bleiben, dem ersteren sind beide Systeme nur Phasen der Entwicklung.

Zuerst gibt der Herausgb. Texte aus den Upaniṣaden, dann folgen kürzere Stellen aus Saddharmapuṇḍarīka,

Avatamsaka-Sūtra usw. bis zu den japanischen Dichtern (Kūkai um 744), und Lafcadio Hearn. — Das kleine Buch will eine Illustration zu Saunders Epochs in Buddhist History (Chicago University Press 1924) sein; hoffentlich gelingt es, diese Illustration in einem größeren Werke noch deutlicher zu machen.

Ronaldshay, Earl of: **Lands of the Thunderbolt**, Sikhim, Chumbi & Bhutan. Mit 32 Abbild. London: Constable & Co. 1923. (XVII, 266 S.) 8°. 17 sh. Bespr. von A. H. Francke, Gnadenberg.

Das Reisebuch eines liebenswürdigen Menschen, der einen offenen Blick hat für alles Schöne in Natur, Kunst und Geisteswelt und es versteht, den Leser fesselnd und anregend zu unterhalten. Die Reise durch die im Titel angegebenen Gebiete dient oft nur als Rahmen für Belehrungen über indischen und tibetischen Buddhismus, Archäologie und Geschichte der Bergstaaten. Wie bei Edwin Arnold gehört das Herz des Verfassers dem Buddhismus, obgleich ihm sein Gewissen noch nicht erlaubt, denselben über das Christentum zu stellen. Der Graf hat Einblicke tun dürfen in die Arbeit des „Archaeological Survey" und weiß sehr interessant über die Ausgrabungen bei dem spätbuddhistischen Kloster Nalanda zu berichten. So wie er uns hier einen Blick tun läßt in die neuesten wissenschaftlichen Arbeiten eines Forschungsinstituts, dessen Veröffentlichungen nur wenigen zugänglich sind, öffnet er uns auch die Geschichtsquellen von Gebirgsstaaten, von deren Vergangenheit nur wenige unter den Gebildeten ein Weniges wissen. Und diese Geschichten weiß er so drollig zu erzählen, daß auch solche Leser, die eigentlich von jenen Ländern gar nichts zu wissen wünschen, am Schluß der geschichtlichen Kapitel dem Autor für seine Belehrungen Dank sagen. Graf Ronaldshay, der Präsident der Königlichen Geographischen Gesellschaft in London, beweist durch das vorliegende Buch, daß er nicht nur einen prächtigen Humor, sondern auch einen scharfen Entdeckerblick für alles Wertvolle in der Welt besitzt. Die beigegebenen Photographien sind sämtlich sehr schön; zum Teil sind es geradezu Meisterwerke.

Hobson, R. L.: **The Later Ceramic Wares of China.** Being the Blue and White, Famille Verte, Famille Rose, Monochromes, etc., of the K'ang Hsi, Yung Chêng, Ch'ien Lung and other Periods of the Ch'ing Dynasty. London: Ernest Benn 1925. (XXIX, 156 S. und 76 Tafeln). 4°. £ 5.5. — Bespr. von A. Breuer, Berlin.

Dieses Werk bildet mit den beiden Vorgängern „The early ceramic wares of China" und „Wares of the Ming dynasty" eine Trilogie, welche die gesamte chinesische Keramik umfaßt. Es behandelt die Töpferkunst der letzten Ch'ing oder Mandschu Dynastie (1644—1912); für die Chinesen eine Herrschaft von Barbaren, unter der jedoch die Porzellankunst ihre höchsten technischen Triumphe und ihre letzte ästhetische Blüte erlebte. Die Erzeugnisse dieser Periode sind uns schon seit langer Zeit ziemlich genau bekannt, so daß der Verfasser im Texte nur wenig Neues bringen konnte; daher liegt der Hauptwert dieser Veröffentlichung in den hervorragenden Abbildungen — ungefähr 160, davon 26 in Farben —, die eine vollkommene Übersicht über alle wichtigen Typen dieser Zeit geben. Die Stücke selbst entstammen vorwiegend englischen Privatsammlungen, unter denen die bisher wenig bekannte des Mr. Leonard Gow durch ihre vorzügliche Qualität überrascht. Fast bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts war in Europa praktisch nur das chinesische Exportporzellan bei Sammlern bekannt, welches in großen Massen zu uns kam und bei seiner entschiedenen Überlegenheit über die besten unserer Erzeugnisse auch entsprechend bewundert wurde. Daß diese Exportware in früherer (K'ang-hsi) Zeit auch ganz vorzügliche Stücke enthielt, beweist die Sammlung Augusts des Starken in Dresden, die zum größten Teil in den Jahren 1694—1705 erworben wurde. Doch das Beste ist der Feind des Guten. Erst gegen Ende des letzten Jahrhundert kamen durch die Plünderung der kaiserlichen Paläste in Peking und durch die wirtschaftliche Not mancher chinesischer Sammler Porzellane an den Markt, welche die erste Qualität aus den besten Perioden in reinem chinesischen Geschmack repräsentieren. Manche Typen, die in China hochgeschätzt wurden, sind in Europa immer noch wenig bekannt, wie z. B. die kleinen Vasen und Schalen, welche den Schreibtisch des chinesischen Literaten schmückten, Steatit blau-weiß, einfarbige Glasuren und das sog. ku-yüch-Porzellan unter Ch'ien-Lung. Das Letztere war eine Nachahmung eines besonderen Mattglases in weichem Porzellan mit einem zarten Dekor in famille rose oder anderen Emaillefarben[1]. In der Literatur nehmen — auch nach Hobson — die Briefe des Jesuitenpaters d'Entrecolles 1712 und die Notizen des Direktors der kaiserlichen Porzellanmanufaktur unter Ch'ien Lung — T'ang Ying — immer noch die erste Stelle ein. Dem Ersteren verdanken wir eine interessante Beschreibung des riesigen Fabrikationszentrums Ching-tê Chên in der Provinz Kiangsi mit ungefähr 3000 Brennöfen und aller Einzelheiten des Betriebes, während T'ang Ying uns in authentischer Weise über die mannigfaltigen Erzeugnisse belehrt. Fast 90% der ge-

1) Für Einzelheiten über diese seltenen Stücke siehe die Beschreibung durch R. L. Hobson auf Seite 82.

samten chinesischen Produktion entstammen dieser Zentrale, die zweimal vollständig zerstört — während des San Fan Aufstandes 1674—1678 und wiederum 1853 durch die T'ai P'ing Rebellen — sich jedesmal in wenigen Jahren Phönix-gleich aus der Asche zu ihrer früheren Größe erhob. Man darf sich daher nicht wundern, wenn das vorliegende Werk fast ausschließlich die Erzeugnisse von Ching-tê Chên behandelt; von den gewiß zahlreichen kleineren Fabrikationsstätten in den anderen Provinzen sind nur einige wenige kurz erwähnt. Nur Tê-hua in der Provinz Fukien, welches seit der Ming Zeit bis auf den heutigen Tag künstlerisch vollendete Figuren und kleine Vasen in einem matten Porzellan mit dünner weißlicher Glasur produziert, ist noch ein ganzes Kapitel gewidmet.

Die mannigfaltigen Typen sind von Hobson in mustergültiger Weise und „quite up to date" beschrieben; die wechselnde Form, Technik, Paste, Glasur und Dekor werden äußerst eingehend behandelt. Leider folgt die Einteilung — nach alter Tradition — wieder den verschiedenen Dynastien mit ihren Hauptvertretern K'ang Hsi 1662—1722, Yung Chêng 1723—1735 und Ch'ien Lung 1736—1795. Wenn man auch nicht bestreiten wird, daß die Porzellankunst dem künstlerisch sympathischen Verständnis dieser Kaiser außerordentlich viel verdankt und daß auch die Erzeugnisse unter diesen Kaisern manche charakteristische — sie von anderen Herrschern trennende — Merkmale aufweisen, so wäre der Versuch einer Einteilung nach Material, Technik und Dekor für den Kenner entschieden interessanter gewesen. Auch würde eine solche Einteilung, die fortlaufend die Wandlungen der verschiedenen Typen schildert, dem angehenden Sammler ein viel klareres Bild vermitteln und ihm die Datierung seiner Stücke erleichtern. Hoffentlich wird eine derartige Neugruppierung, die nicht einmal besonders schwierig sein dürfte, in einer der kommenden Auflagen versucht.

Die keramischen Leistungen unter dem zweiten Kaiser der Mandschu-Dynastie, K'ang-hsi 1662—1722, dürfen künstlerisch wie technisch wohl als die besten dieser Periode bezeichnet werden. Natürlich ruht diese Blüteperiode des chinesischen Porzellanes ganz auf den Erfahrungen, welche in der langen Ming Zeit gesammelt worden waren; eigentlich Neues gibt es nur wenig, doch wurde die Fertigkeit bereichert, und die immer kühner werdende Technik schreckt vor keiner Schwierigkeit zurück. Neue Dekorationsmethoden werden erfunden, die verschiedenartigsten Techniken werden kombiniert, und die Produktion selbst stieg ins Ungeheure, so daß die Erzeugnisse sich nicht nur über Asien, sondern über die ganze zivilisierte Welt verbreiten konnten.

Mit vollem Recht setzt der Verfasser das Blau-Weiß-Porzellan der K'ang hsi Periode an die erste Stelle. Die vornehme, hochstrebende Form der Vasen mit ihrer feingeschlemmten Paste, dem reinweißen Grunde und dem saphirblauen leuchtenden Dekor unter der dünnen Glasur ist allerdings meisterhaft und unerreicht. Obwohl die Dekoration durch weitgehende Arbeitsteilung in etwas mechanischer Weise ausgeführt wurde, so ist sie doch auf den K'ang hsi Stücken niemals schlecht. Besonders fein in ihrer künstlerischen Linienführung wirkt die blaue Bemalung auf den sogenannten Hua-shih-Porzellanen, in denen das Kaolin der Masse zum Teil durch Steatit ersetzt wurde. Ausgezeichnete kleine Vasen, Schreib- und Teegerät wurden in dieser Technik noch viel unter Jung Chêng und Ch'ien lung angefertigt; leider gibt der Verfasser keine farbigen Abbildungen von diesen wunderbaren Schöpfungen.

Die nun folgenden polychromen Porzellane werden nach ihrer Technik in zwei große Gruppen eingeteilt, je nachdem die Emaillefarben direkt auf den Biskuitkörper oder über der Glasur aufgetragen wurden. Für alle Einzelheiten in dieser und in der folgenden farbenprächtigen monochromen Gruppe muß ich den Leser auf das Werk selbst und seine vorzüglichen Abbildungen verweisen. Tafel 6, eine Deckelvase in famille noire mit Pflaumenblüten, Päonien und Vögeln in Emaillefarben, sowie die Einzelfarbglasuren auf Tafel 21 und 22 sind Meisterwerke, auch in künstlerischer Hinsicht. Interessant sind die Bemerkungen des französischen Konsuls Scherzer (1881) über die Technik der im „grand feu" gebrannten Monochrome. Die farbige Glasur wurde bei Braun, Schwarz, Seladon und dunkelblau in 6—9 verschiedenen Lagen nacheinander aufgetragen um die nötige Tiefe und Gleichmäßigkeit in der Farbtönung zu erzielen[1].

Auch im 18. Jahrhundert wurde unter Yung Chêng und Ch'ien Lung die hohe künstlerische Tradition noch eine Zeit lang aufrecht erhalten; bald aber zeigte die aufs Höchste gestiegene Technik mit ihrer fast verwirrenden Fülle von Varietäten in Form, Farbe, Glasur und überladenem Dekor schon deutliche Zeichen des Verfalles. Die Dekoration wird beherrscht durch die Einführung der famille rose mit ihren schönen rubin-, rosa- und karminähnlichen Tönungen, die in äußerst zarten Emaillefarben meist von Cantoner Malern auf die Vasen und Schalen aufgetragen

1) Siehe M. G. Vogt, Recherches sur les porcelaines chinoises, Bulletin de la Société d'encouragement pour l'industrie nationale, Paris 1900, welches den Bericht M. Scherzer's über Ching-tê Chên enthält.

wurden. Außer dieser gibt es keine andere bekannte Glasur, die nicht mit Erfolg produziert worden wäre. Nachdem alle antiken Formen mit mehr oder weniger Erfolg kopiert worden waren, wandte man sich an die Nachbildung aller möglichen anderen Materien in Porzellan, z. B. Bronze, Cloisonné, Jade, Lack, Glas usw. Hier bewahrheitet sich wieder ein Ausspruch Ernst Grosse's aus seinen „kunstwissenschaftlichen Studien" Seite 251: „Jedenfalls ist die Kunst viel öfter an dem Überflusse ihrer technischen Mittel erstickt, als an ihrer Armut verkümmert; gerade wie der Mensch seine Gesundheit in der Regel nicht durch ein Zuwenig, sondern durch ein Zuviel einbüßt."

Im 19. Jahrhundert finden wir die chinesische Keramik völlig dekadent; nicht nur die künstlerische Ausführung, sondern auch das Material wurde schlechter. Die Paste ist grob und körnig, die Glasur ist voller Bläschen und bekommt einen fettigen Glanz. Besondere Aufmerksamkeit wird jedoch wieder dem Kopieren alter Typen zugewandt; so finden wir täuschend gute Nachahmungen von Ming Blau-Weiß und von einfarbigen Vasen in Türkisblau, Seladon und Rein-Weiß.

Zum Schluß bringt der Verfasser noch Kapitel über den europäischen Einfluß auf das chinesische Porzellan, die Töpferwaren der Ch'ing Dynastie, Ornamentik, Marken und Signaturen und „last not least" über die Form der keramischen Erzeugnisse. Eine genaue Einprägung der Umrißlinien und Form ist für den Sammler außerordentlich wichtig; der Kenner vermag oft hierdurch ein Stück auf den ersten Blick zu bestimmen. Jedenfalls ist das vorliegende Werk Hobson's durch seinen eingehenden Text und vor allem durch seine vorzüglichen Abbildungen ein guter Führer für jeden Liebhaber chinesischen Porzellans der letzten Dynastie.

Franke, Prof. Dr. O.: **Die Großmächte in Ostasien von 1894 bis 1914. Ein Beitrag zur Vorgeschichte des Krieges.** Braunschweig: Georg Westermann 1923. (XXIV, 408 S.) 8°. = Hamburgische Forschungen 10. Heft. Rm. 12 —. Bespr. von L. Rieß, Berlin.

In seiner sehr eingehenden Darstellung der hohen Politik in den letzten beiden Jahrzehnten vor Ausbruch des Weltkrieges geht der schon aus seiner früheren amtlichen und wissenschaftlichen Tätigkeit mit den chinesischen Verhältnissen sehr vertraute Verf. davon aus, daß im Unterschied von einer europäischen Politik, deren Wetterwinkel die Balkanhalbinsel war, und einer Kolonialpolitik, zu der auch noch die von ihm nicht genannte Aufteilung Afrikas rechnet, eine „eigentliche Weltpolitik" erst begann, als die ostasiatischen Mächte auf die Interessengegensätze des Abendlandes zurückwirkten.

Nach einer Einleitung über die kolonialpolitische Vorgeschichte und den Besitzstand der Großmächte in Ostasien behandelt der Verf. den gewaltigen Stoff in 4 Abschnitten. Der erste beschäftigt sich sehr eingehend mit den Vermittlungsversuchen während des japanisch-chinesischen Krieges von 1894—1895 und dem Einspruch von Shimonoseki. Verf. war dabei als letzter noch heute Überlebender zugegen und gibt sich viele Mühe, die gegen Deutschlands Beteiligung gleich damals erhobenen Einwürfe zu entkräften. Allerdings sind die Zeugnisse aus japanischem Munde, die der „geschichtlichen Legendenbildung" entgegengestellt werden, wenig beweisend, da sie dem Gebote der Höflichkeit angepaßt sind. Daß Baron Kato nach Japans Eintritt in den Weltkrieg den Einspruch von Shimonoseki nicht als Grund angeben konnte, verstand sich, da die beiden Mitschuldigen, Rußland und Frankreich, nunmehr Japans Bundesgenossen waren, doch wohl von selbst. Daß bei Nichtbeteiligung an dem Einspruch „Deutschland durch den chinesischen Zorn politisch wie wirtschaftlich ausgeschaltet" (S. 102), eine „Abschnürung aller deutschen Entwicklungsmöglichkeiten in China" (S. 103) eingetreten wäre, ist doch kaum wahrscheinlich. Der zweite Abschnitt „Die Sphärenpolitik bis 1900" gibt ein Bild von dem damaligen „würdelosen Jagen" nach Konzessionen und eine Übersicht der Landabtretungen, die der chinesischen Regierung in Form von „Pachtverträgen" abgezwungen wurden. An der Durchfürung der deutschen Besitzergreifung von Kiautschou tadelt F. die unnötig schroffen Formen. In der Sache sind aber Frankreich, England und Rußland noch viel energischer vorgegangen. Diesen europäischen Einwirkungen suchte Japan durch eine Kulturpolitik zu begegnen, die nach F. schon deshalb keinen Erfolg haben konnte, weil „in der japanischen Brust zwei Seelen wohnen, eine asiatische und eine abendländische". Im wesentlichen führt aber F. die bei den italienischen Forderungen 1899 hervortretende Ermannung Chinas auf die Sinnesänderung der „leitenden Männer in Peking" zurück. Der dritte Abschnitt behandelt die „englische Bündnispolitik und den Ausbruch des russisch-japanischen Krieges", also die Zeit von den Boxerwirren im Sommer 1900 bis Februar 1904. Es war die Zeit, in der nach den gemeinsamen Unternehmungen gegen die „Boxer" England und Deutschland gegenüber den russischen Uebergriffen in der Mandschurei einen Weltbund zur Erhaltung des ohnmächtigen chinesischen Reiches

betrieben (16. Oktober 1900), ohne aber Rußland und Amerika hineinziehen zu können. Wegen des Burenkrieges und der französischen pénétration pacifique in Marokko hatte England zunächst ein besonderes Interesse daran, die deutsche Politik als Vorspann gegen das übermütige Rußland zu gewinnen, ohne aber seine eigene Handelsfreiheit durch einen Anschluß an den Dreibund zu beeinträchtigen oder für das Deutschland zugemutete Risiko eines Krieges gegen Frankreich und Rußland eine Prämie zu bieten. Die diplomatischen Vorbereitungen wurden in London nicht durch den leitenden Minister Marquis von Salisbury und den deutschen Botschafter Graf Hatzfeld, sondern durch den Kolonialminister Chamberlain und den Botschaftsrat Baron Eckardstein geführt. Gegenseitiges Mißtrauen und die Deutschfeindlichkeit der englischen öffentlichen Meinung wegen der sich offenbarenden Überlegenheit der deutschen Industrie verhinderten jeden bindenden Abschluß. Dabei wurde von deutscher Seite der Gedanke angeregt, auch Japan, das sich durch die russische Abenteurerpolitik in Ostasien besonders bedroht fühlen mußte, in das Defensivbündnis einzubeziehen. Damit gewinnen die Enthüllungen des Baron Eckardstein und des japanischen Gesandten in London, Graf Hayashi, ein Interesse, das den Verf. zu ausführlichen Betrachtungen über ihren Inhalt veranlaßt, obwohl er seine starken Bedenken gegen ihre Zuverlässigkeit nicht verhehlt. Die Entscheidung fiel, als sich nach dem Regierungsantritt Eduards VII. die englische Politik zu der Überzeugung durchrang, daß Japan stark genug sei, auf eigene Faust einen Krieg gegen Rußland durchzuführen. Für seine ostasiatischen Interessen sicherte sich England durch den Abschluß des Bündnisses mit Japan am 30. Januar 1902. Damit war nach F. für Deutschland, dessen politische Leitung „infolge ihrer Ungeschicklichkeit und ihrer Unerfahrenheit in weltpolitischen, namentlich ostasiatischen Dingen eine ungewöhnlich günstige Konstellation nicht auszunutzen verstand“ (S. 213), eine neue Lage geschaffen. Das letzte Jahrzehnt vor dem Weltkriege wird im vierten Abschnitt „Der Krieg und seine Folgen. Die Unverletzlichkeitsverträge. Einkreisung Deutschlands“ behandelt. Dabei wird der deutsch-englische Gegensatz als Urquell alles Unheils immer wieder betont, da die Londoner Regierung lieber ihre ostasiatischen Interessen opferte, als unter Mitwirkung Deutschlands für Erhaltung des status quo wirkte. Andere auf die Weltpolitik einwirkende Vorgänge, wie das gemeinsame Einschreiten Deutschlands und Englands gegen Venezuela (1902—1903) und der sich daran knüpfende Wettstreit um die Gunst Amerikas, die Überlassung Marokkos an Frankreich und die Balkanwirren, werden beiseite gelassen, um die Betätigung der verschiedenen Mächte in allen Grenzländern Chinas und bei den chinesischen Anleiheversuchen um so schärfer ins Licht zu stellen. Der Verf. sieht die einzige Möglichkeit einer Durchbrechung der von England zäh durchgeführten Einkreisung in dem Abschluß eines deutsch-russisch-japanischen Bündnisses, wofür aber „die deutsche politische Welt noch nicht reif war“. Mangels authentischer Unterlagen müssen viele auftauchende historische Fragen inbezug auf die englische, amerikanische und japanische Politik noch offen gelassen werden. Der Verf. sucht aus Sieberts „Diplomatischen Aktenstücken zur Geschichte der Ententepolitik der Vorkriegsjahre“, dem Briefwechsel zwischen Wilhelm II. und Nikolaus II., den „Belgischen Aktenstücken“, Eckardsteins Buch „Die Isolierung Deutschlands“ und Trubetzkois Erzählungen sowie aus seinen eigenen Erinnerungen die Lücken nach Möglichkeit zu ergänzen. Besondere Aufmerksamkeit wendet er den Verständigungen Rußlands und Japans, den amerikanischen Eisenbahnplänen, der persischen und tibetanischen Politik Englands zu. Von seinem auf Ostasien beschränkten Gesichtsfelde aus erblickt er einen Fehler darin, daß Deutschland sich nicht entschließen konnte, seine freundschaftlichen Beziehungen zu Österreich-Ungarn und zur Türkei, ja sogar „auch die deutschen Orientunternehmungen zum Teil oder ganz zu opfern“. In einer Schlußbetrachtung wird noch einmal betont, daß dem „unglückseligen China“ ein Gebiet nach dem anderen entrissen wurde, indem man ihm „gleichzeitig die Versicherung seiner Freundschaft erneuert und die Achtung vor seinem Besitz verspricht“. Hat Deutschland auch im Weltkriege seine Mission, „für die Welt Befreier zu werden von angelsächsischer Mammonsknechtschaft und die Brücke zu schlagen zur asiatischen Geisteswelt“, nicht erfüllen können, so hofft doch nach dem Verf. Asien „heute sehnsüchtiger als je auf das Wiedererwachen und Wiedererstarken des deutschen Geistes mit neuer Erkenntnis“. Das Buch schließt mit der Prognose: „Im Osten wird der Tag zuerst aufgehen.“

Leider ist dem inhaltreichen Buche kein Register beigegeben, so daß es außerordentlich schwer fällt, die vielen Einzelheiten, auf die man gern zurückgreifen würde, wieder aufzufinden.

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen, besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

* = Besprechung: der Besprecher steht in ( ).

Islamica, ed. A. Fischer. Vol. I. Fasc. I. Oct. 1924. Leipzig: Harrassowitz; London: Probsthain & Co. (VIII u. 141.)

Anspruch auf Vielseitigkeit darf gewiß ein Heft erheben, in dem A. Fischer bei Feststellung der richtigen Lesung des Namens „Imra'alqais" „Die arabischen Vorschlagvokale und das Alif al-waṣl" untersucht und zugleich R. A. Nicholson „Iqbál's Message of the East *(Payám-i-Mashriq)*" nach seinem weltanschaulichen Gehalt und dichterischen Wert in die Weltliteratur eingliedert; in dem C. E. Wilson versucht, „The Common Ideals of Ṣúfí and Western Poetry" aufzuzeigen, während E. Bräunlich durch eine gewissenhafte lexikographische Untersuchung eine so wichtige Realienfrage wie „The Well in Ancient Arabia" klärt; in welchem einerseits E. Pröbster unter „Arabic Instruction in France" einen Überblick über die heutigen französischen Einrichtungen für den Unterricht im Arabischen gibt, während andererseits unsere Kenntnis alter Quellen durch Bekanntgabe zweier Handschriften erweitert wird, indem G. Bergsträßer aus unbeachteten Beständen der Ẓāhirīya zu Damascus „Das *kitāb al-lāmāt* des Aḥmad ibn Fāris" herausgibt und D. S. Margoliouth in „A hitherto undiscovered Volume of Yāqūt's Dictionary of Learned Men" den durch P. Cheikho aufgefundenen Schlußband des *irschād al-arīb* beschreibt und seine baldige Veröffentlichung in Aussicht stellt.

Sowohl Fischer wie sein Schüler Bräunlich verstehen es, durch philologische Akribie Teilnahme für ihre Themen zu erwecken. Zunächst könnte es ja als nicht allzu belangreich erscheinen, mit welchem Vokal der Name des großen Dichters am Anfang (und beim r) zu lesen sei. Aber F. geht der ganzen Erscheinung des Vorschlagsvokals gründlich nach, auch in umfangreichen sprachvergleichenden Anmerkungen (S. 7 ff.), will als ursprünglichen unfesten Vorschlag nur *i*, sekundär auch *u*, niemals aber *a* gelten lassen, zieht in die Untersuchung auch den Artikel herein, für den er ein ursprüngliches *a*, also einen festen Vokal beansprucht, und lehnt den Unterschied der beiden Hamza als einen „reinen Mythus" (S. 29 ff.) ab. — Vertraut mit den klassischen Dichtern und den Schilderungen der Forschungsreisenden, kritisch selbständig gegenüber arabischen, vor allem aber auch europäischen Lexikographen, sichtet Bräunlich die durchaus nicht synonymen Ausdrücke für die Wasserstellen. Den kulturgeschichtlichen Teil führt der Aufsatz, der gleich dem von Fischer erst teilweise vorliegt, hier bis zum Bau des primitiven Augenblicks-Brunnens in der Wüste, des auf längere Dauer berechneten, und endlich des großen Brunnens für eine dauernde Siedlung. — Bergsträßer fügt seiner Ausgabe dankenswerter Weise die Photographie von zwei Originalseiten bei, um seine Vermutung vom hohen Alter der Handschrift zu begründen. Das Büchlein bringt in sehr bescheidener Aufzählung mit schlichten Beispielen nur fünf Arten des *la* und sieben des *li*. Daß derselbe um 395/1003 verstorbene kūfische Grammatiker dies *kitāb al-lāmāt* anders ordnet als den betreffenden Abschnitt in seinem *Ṣāḥibī fī fiqh al-lugha* (Cairo 1328), sich auch öfter dem baṣrischen Standpunkt nähert, möchte B. daraus erklären, daß das *kitāb al-lāmāt* jünger sei. — Margoliouth bereichert seine Voranzeige u. a. durch die Wiedergabe des sehr ungünstigen Urteils von Ibn al-Qiftī über die Person und Wissenschaft des Jāqūt, eine sonderbare Probe gehässiger Eifersucht in den literarischen Kreisen.

Das Gemeinsame der Ṣūfischen und der Westlichen Dichtung sieht Wilson in dem Ideal des Unendlichen, in dem Ziel auf Gott als die absolute Einheit und unendliche Mannigfaltigkeit; verschieden aber seien die beiderseitigen künstlerischen Ausdrucksformen des Strebens nach diesem Ziel: die Dichtung des Ṣūfī als der Inkarnation der Weltseele sei Ruhe, nehme einen mehr feststehenden konventionellen Charakter an, die Westliche Dichtung hingegen werde unter dem klareren Bewußtsein von der Unerreichbarkeit der vollendeten Schönheit unruhiger, unbefriedigt fortschreitend. Betrachtet man eine solche These, die auf dem engen Raum (S. 109—111) nur aufgestellt, nicht dargelegt ist, mit jener Nachsicht, deren jede derartige Verallgemeinerung bedarf, so wird man die Andeutung, daß der Unterschied mit der Verschiedenheit der Religion zusammenhänge (S. 111), besonders beachten. Es würde gewiß eine zwar nicht ganz leichte, aber fördernde Studie ergeben, zu untersuchen, inwiefern selbst die so verwandt erscheinende, dogmatisch nicht gebundene Mystik eines Dschelāleddīn Rūmī einerseits und eines Angelus Silesius, Tersteegen und Schüler andererseits es doch widerspiegelt, ob sie aus dem Boden einer positiven Gesetzesreligion oder einer von Gnadensehnsucht lebenden Erlösungsreligion entsprossen ist. — Nicholsons Beitrag erfüllt das auf S. VIII gegebene Versprechen, daß die neue Zeitschrift auch besonders das persische Element des Islam beachten wolle. Der Übersetzer von Iqbāl's *asrār-i-khudī* gibt feine Übertragungsproben aus *payām-i-maschriq*[3] (Lahore 1924), vom Dichter als Antwort des Orients auf Goethes West-östlichen Diwan gedacht. N. zeichnet den philosophischen Inder als den Verehrer von Dschelāleddīn Rūmī und Goethe, die er sich im Paradiese treffen läßt, als den Schüler von Nietzsche und Bergson, der aber beiden gegenüber sich als Moslem behaupten will; als den guten Kenner, aber auch den Kritiker des Westens.

An kleineren Beiträgen für dies erste Heft lieferte noch Fischer eine Erklärung des Verses 585,9 aus der Fehde des Dscherīr und Farazdaq und eine Bemerkung über das Vordringen des einfachen Konditionals im Türkischen auf Kosten der Form auf *-erse*. Den Schluß bilden Bücherbesprechungen von Dirr (Samoilovič, *Einige Ergänzungen zur Klassifikation der Türksprachen*), R. Hartmann (Colin Ross, *Der Weg nach Osten*, ferner einige Behai-Literatur) und Bräunlich (Jaakub Kadri, *Eine Weibergeschichte und andere Novellen* übertr. von Duda). Die Hälfte der Aufsätze ist englisch geschrieben. Infolgedessen wechselt die Transkription.

Die „Islamica" treten als Beiband zur „Asia Major" auf. Leider gilt der Schlußsatz, mit dem Erich Schmitt in OLZ 1924, 784 seine Freude über das erste Heft der „Asia Major" dämpft, auch für die „Islamica": Das Einzelheft kostet Rm. 15—. Der Subskriptionspreis für die etwa 32 Bogen der vier Quartalshefte beträgt Rm. 50—! Wir sähen gern auch bescheideneren Seminar- und Privatbibliotheken den Bezug ermöglicht.

R. Strothmann.

Kirke og kultur 31 1924:

1 *F. Torm, Indledning til det NT. (J. A. O.).

5—6 K. L. Reichardt, Kristi livetshistorie gjengitt i et gammelt taoistisk verk.

7 Ole B. Meyer, Ton-seng-gwei. Et blad af den kinesiske hverdagsreligion.

Literis, an international critical review of the humanities II 1925:

1 31—35 *J. Szinnyei, Die Herkunft der Ungarn (K. B. Wiklund; die Zugehörigkeit der Ugrier zu den „Finnougriern" in somatischer Hinsicht wird in Zweifel gezogen).

Münchner Jahrbuch für bildende Kunst N. F. I:

4 207—224 Fr. W. Fhr. v. Bissing, Über eine Grabwand aus Memphis in der Glyptothek König Ludwigs.

Museum 32 1925:
6 *E. A. W. Budge, Facsimiles of Egyptian Hieratic Papyri in the British Museum (H. P. Blok). — *Bendall, Rouse, Śikshā-Samuccaya . . . by Śāntideva (B. Faddegon).
7 *F. Bilabel, Die kleineren Historikerfragmente auf Papyrus (M. Engers). — *Sottas, Drioton, Introduction à l'étude des Hiéroglyphes (P. A. A. Boeser). — *K. F. Geldner, Der Rigveda I. (W. Caland). — *Stein, Grierson, Hatim's tales. Kashmiri stories and songs . . . (J. Ph. Vogel). — *A. Baumstark, Geschichte der syrischen Literatur (A. J. Wensinck).
8 *A. W. H. Odé, De uitgangen met R van het deponens en het passivum in de Indoeuropeesche talen (A. G. van Hamel). — *W. Aly, Volksmärchen, Sage und Novelle bei Herodot (P. V. Sormant). — *M. Löhr, Untersuchungen zum Hexateuchproblem. I. (H. Oort). — *U. Kahrstedt, Griechisches Staatsrecht I. (E. van Hille). — *F. Cumont, Die Mysterien des Mithra (K. H. E. de Jong).

Nachrichten von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen 1924:
1 13—18 F. Jacoby, Der Verfasser der Hellenika von Oxyrhynchos.

The Nation and the Athenaeum 36 1924:
4 *T. W. Arnold, The Caliphate (A. J. Toynbee).
6 *A. Goodrich-Freer, Arabs in Tent and Town (E. Muir). — *A. J. Koop, Early Chinese Bronzes (A. Waley).
7 G. Wallas, Palestinian Pioneers.
9 The Egyptian Crisis. — Britain in Egypt.
10 *St. King-Hall, Western Civilisation and the Far East (B. Russell).
11 South African Racial Difficulties.
12 *G. G. Mac Curdy, Human Origin: a Manual of Prehistory. — *J. de Morgan, Prehistoric Man (W. J. Perry).
13 The Contrast in India. — *A. C. Haddon, The Races of Man and their Distribution (W. J. Perry). — *L. Stoddard, Racial Realities in Europe. — *E. Huntington, The Character of Races.
14 The Case of Cyprus.

Neue Allgemeine Missionszeitschrift I 1924:
7 216 Oehler, China-Rundschau. — *H. Wedder, Die Bergdama II. — *J. Leipoldt, Sterbende und auferstehende Götter.
8 246 Oehler, China-Rundschau. — *A. v. Harnack, Mission und Ausbreitung d. Christentums⁴. — *Devaranne, Chinas Volksreligion. — *R. Hume, The worlds living religions.
9 Oehler, China-Rundschau. — *Walleser, Materialien zur Kunde des Buddhismus Heft 4—6. — *M. Sharp, Talks on Africa to-day. — *R. Boyd, Village folk in India.
10 315 Oehler, China-Rundschau. — *O. Schmitz, Die Christusgemeinschaft des Paulus. — *H. Kluin, Het Geistesleven der Natuurvolken. — *Sellin, Geschichte des israelitischen Volkes.
11 342 Oehler, China-Rundschau.
12 366 Oehler, China-Rundschau.
II 1925:
2 E. Sellin, Der Missionsgedanke im AT. — W. Oehler, China-Rundschau.
3 E. Sellin, Der Missionsgedanke im AT. — S. Zwemer, Das Gesetz wider den Abfall vom Islam. — *H. W. Schomerus, Die Wurzeln der Theosophie im indischen Denken.

Neue Kirchliche Zeitschrift XXXVI 1925:
1 P. Metzger, Noch einmal die Gottesnamen im Hexateuch.
2 P. Metzger, Noch einmal die Gottesnamen im Hexateuch.
3 W. Caspari, Die Gottesgestalt in Daniel.
4 M. Wagner, Der Menschensohn.

Ostasiatische Zeitschrift. Beiträge zur Kenntnis der Kunst und Kultur des fernen Ostens, hrsg. von Otto Kümmel, William Cohn und Erich Hänisch. Neue Folge, 1. Jahrgang (11. Jahrgang). Berlin: Walter de Gruyter & Co., 1924. 4°, 332 S., 25 Tafeln.

Die Krise der letzten Jahre ist auch an der Ostasiatischen Zeitschrift nicht spurlos vorübergegangen. Schwer in ihrer Existenz durch die Inflation gefährdet, hat sie eine Stütze an der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft gefunden und ist als eine von deren Fachzeitschriften in den Verlag von de Gruyter & Co. übergegangen. Diese Erneuerung findet ihren Ausdruck in dem Beginn einer neuen Serie der Jahrgänge. Auch die Ausstattung ist wieder auf das alte Niveau gelangt. Doch sonst hat sich im Wesen der Ostasiatischen Zeitschrift nichts geändert. Wie bei jeder Zeitschrift, sind auch hier nicht alle Beiträge von gleicher Qualität, noch ist es möglich, im Rahmen eines kurzen Referats alle von diesen, besonders die kleineren, zu würdigen. Doch seien hier die wichtigsten Aufsätze herausgegriffen! Japan: Zwei Abhandlungen von Fritz Rumpf beschäftigen sich mit dem Farbenholzschnitt. „Die Anfänge des japanischen Farbenholzschnittes in Edo" ist eine scharfe Kritik an Julius Kurths Arbeiten. Man mag im Zweifel sein, ob eine persönlich so scharfe Polemik gegen diesen immerhin um dieses Gebiet hochverdienten Forscher berechtigt ist, mögen auch seine wissenschaftlichen Ergebnisse oft nicht zu halten sein. Immerhin wird man Rumpf dankbar sein müssen für die Fülle seiner neuen Erkenntnisse, die vor allem auch auf einer gründlichen Kenntnis der Geschichte des japanischen Theaters und seiner Darsteller beruhen. „Watatsumi und Shusubin" bringt eine interessante Studie über die geheime Prostitution der buddhistischen Nonnen und der Wattezupferinnen, die dadurch neben die Kurtisanen in den Interessenkreis der Holzschneider gelangt sind. China: Am wertvollsten ist vielleicht die Arbeit von Alb. Herrmann „Die ältesten chinesischen Weltkarten". In Weiterführung seiner Untersuchungen in Sven Hedins „Southern Tibet" weist der Verfasser nach, daß die ältesten geographischen Werke der Chinesen nicht direkt nach Originalbeobachtungen, sondern auf Grund von Provinzial- und Reichskarten der Regierung verfaßt worden sind. Aus des Konfuzius Yü-kung schält er einen großen geographischen Bericht heraus, dessen Beziehung zu dem Herrscher Yü wie Erklärung durch die konfuzianischen Kommentare er unbedingt als spätere Überarbeitung ablehnt; statt dessen versucht Herrmann, die Angaben des Yü-kung direkt mit dem Gesichtskreis der Chinesen zu verschiedenen Zeiten zu vergleichen, und kommt zu dem Ergebnis, daß die in ihm enthaltenen mit dem Reichsumfange Chinas in der Zeit Wen-wangs um 1125 v. Chr., also tausend Jahre nach Yü, übereinstimmen. Weiterhin behandelt er die Reichskarte der Chou-Dynastie, die Nachrichten über ihre Herstellung, und ihre Auswirkung im Erh-ya und Shan-hai-ching. Die Karte der Ch'in-Dynastie wird nur gestreift, auch diejenige der späteren Han auf Grund des Shui-ching-chu nur skizziert, vor allem die durch die Außenpolitik dieser Dynastie bedingte Vergrößerung des Gesichtskreises im Westen und Norden betont. Erst die von dem Minister der Chin-Kaiser, P'ei Hsiu (224—271 n. Chr.) entworfene Weltkarte wird wieder näher untersucht. Sie ist noch in einer Nachbildung in Hu Wei's Ausgabe des Yü-kung vom Jahre 1701 erhalten und die erste, welche eine weitgehende Kenntnis der Westländer verrät, des Tarimbeckens, Turkistans, Parthiens und Gandhāras, bis nach Bushir, Indien und Birma. Ebenfalls mit chinesischer Geschichte befaßt sich E. Hauer in „Die vierte der fünf großen Heimsuchungen Chinas", worin er eine Darstellung des Aufstandes des Li Tze-ch'eng gibt, welcher zur Unterhöhlung der Macht der Ming-Dynastie und damit zur Eroberung des Reiches der Mitte durch die Mandschus führte. A. Forke schildert „Schang Yang, den eisernen Kanzler, einen Vorläufer Nietzsches", jenen Staatsmann, welcher die Ch'in-Dynastie aus der Rolle kleiner Herzöge zu Herrschern eines allmächtigen Reiches emporhob. Ein Scheusal in den Augen aller guten Konfuzianer, ist doch dieser konsequente Verfechter des

Rechtes des Stärksten, der Allmacht des Staates über das Individuum, mit seiner Verachtung aller sogenannten Moral eine der interessantesten Persönlichkeiten Chinas. Sehr lesenswert sind endlich auch Boerschmanns „Pagoden der Sui- und frühen T'angzeit", ein neuer Beitrag aus des Verfassers speziellem Forschungsgebiet der chinesischen Architektur. Er unterscheidet unter diesen frühesten erhaltenen Bauten des Buddhismus in China drei Typen, die sich zwar alle an den spätindischen, turmartigen Stupa anschließen, aber in der Anlage des Oberbaues der Schirme und Stockwerke von einander abweichen. Den ersten nennt er nach der Pagode des T'ien-ning-sze-Klosters bei Peking T'ienning-Typ, bei welchem sich über dem Sanktuar die den zwölf Himmeln entsprechenden Ringdächer in konvex nach oben zusammenlaufender Linie dicht übereinander folgen, um über dem obersten Dache von der „Tauschüssel" und dem Schlußknauf der „Feuerperle" des Lichtes Buddhas gekrönt zu werden. Den zweiten Typ hat der berühmte Pilger Hüan Tsang nach China gebracht: die „Große Wildgans-Pagode", welche er zu Sianfu erbaute, ein Stufenbau in sieben, in Absätzen kleiner werdenden Geschossen, später noch oft nachgeahmt. Sie ist viereckig, kommt aber auch achteckig vor und leitet zum Typ der sogenannten „Ringpagode" über, einem achteckigen oder runden Turme von nach oben stets gleichbleibendem Durchmesser, auch dieser durch Ringdächer in eine wechselnde Anzahl von Geschossen geteilt. Der Pagode von Pi-yün-sze widmet Hänisch seine Transkription und Übersetzung der „Viersprachigen Gründungsinschrift des Klosters Pi-yün-sze" aus der frühen Mandschuzeit. Kleinere Aufsätze behandeln den Dichter Tu Fu (E. von Zach), Chinesische Maler (W. Cohn), das Erdbeben und der japanische Kunstverlust (Kümmel), eine Kuan-yin-Statuette aus Berliner Privatbesitz (W. Cohn) usw. Indien: Coomaraswamys „Notes on Rājput-Painting" und Goetzs „Studien zur Rājputen-Malerei II" setzen die vom Referenten im ersten Teile der letzteren Arbeit angeregte Diskussion über die Datierung der frühesten Miniaturen aus dem Kulturkreise der Rājputen fort, wobei Coomaraswamy einerseits einen um ein halbes Jahrhundert späteren Ansatz in die Regierungszeit des Grossmoghuls Jahāngīr (1605—1628) einräumt, Referent aber auf Coomaraswamys Einwendungen auch die Rāgmālā-Mss. aus Bundēlkhand statt in den Anfang des 18. Jahrhunderts in die Zeit ebendieses Kaisers setzt. Coomaraswamy benutzt die Gelegenheit zur Publikation neuen Materials, die „Studien zur Rājputen-Malerei" werden in einer Untersuchung über den Zusammenhang und das stilistische Verhältnis zwischen der altindischen Malerei und dem reinindischen Element der Miniaturen des 16. und 17. Jahrhunderts fortgesetzt. Die meisten übrigen Beiträge zeigen mehr oder minder polemischen Charakter im Zusammenhang mit der Gandhāra-Frage und den Berliner Museumsverhältnissen, in welch letzterem Falle vieles durch die inzwischen eingetretene Entwicklung wohl überholt sein dürfte; so Coomaraswamys „Invention of the Buddha Figure", Roordas „Indische Plastik im musealen Zusammenhange", Cohns „Indische Kunst im Bostoner Museum". Sonst wären noch zu erwähnen: W. Cohn, Fliegeraufnahme des Bōrōbudur und T. B. Roorda, Neuere Literatur über die Hindu-Javanische Kunst. Den Schluß bilden die üblichen Besprechungen, Bücher- und Zeitschriftenschau. Hermann Goetz.

Philologische Wochenschrift 45 1925:

4/5 *D. S. Margoliouth, The Homer of Aristotle (M. Wallies). — *H. Leisegang, Gnosis (W. Nestle). — *L. A. Mayer, Index of Hittite Names (A. Gustavs). — *Th. Hopfner, Fontes Historiae Religionis Aegyptiacae IV (F. W. v. Bissing). — *The Annual of the American Schools of Oriental Research IV (P. Thomsen).

6 *F. Bilabel, Die kleineren Historikerfragmente auf Papyrus (W. Weber). — *F. Preisigke, Wörterbuch der griechischen Papyrusurkunden (F. Bilabel). — *E. Kalt, Biblische Archäologie. — *Palästinajahrbuch d. Deutschen evangelischen Instituts für Altertumswissenschaft ... zu Jerusalem (P. Thomsen).

7 *H. Endres, Geographischer Horizont und Politik bei Alexander d. Gr. 330—23 (H. Philipp). — *A. Götze, Kleinasien zur Hethiterzeit. — *E. Forrer, Ausbeute aus den Boghazköi-Inschriften. — *Ders., Vorhomerische Griechen in den Keilschrifttexten von Boghazköi (H. Philipp). — *F. Sommer, H. Ehelolf, Das hethitische Ritual des Pāpanikri von Komana (A. Gustavs). — *S. Eitrem, Die Versuchung Christi (P. Thomsen). — H. Draheim, Homerische Doppelnamen.

8 *C. T. Seltman, Athens, its history and coinage before the Persian invasion.

9/10 *H. Jacobsohn, Arier und Ugrofinnen (E. Hermann). — *Bury, Cook, Adcock, The Cambridge Ancient History II (P. Thomsen). — *P. Jensen, Gilgamesch-Epos .... (H. Draheim).

11 *E. Kalinka, Das Pfingstwunder (K. Kunst).

12 *A. Weiß, Mose ben Maimon, Führer der Unschlüssigen (A. Posner). — *W. Schubart, Ägypten von Alexander dem Gr. bis auf Mohammed. — *Ders., Ein Jahrtausend am Nil (W. Otto). — *H. Oppermann, Zeus Panamaros (K. Latte).

13 *J. Stenzel, Zahl und Gestalt bei Platon und Aristoteles (W. Nestle). — *Catalogue des Manuscrits Alchimiques Grecs (F. Pfister).

14/15 *Origenes' Werke 7. Band, ed. W. A. Baehrens (P. Lehmann). — *E. Preuschen, Griechisch-deutsches Wörterbuch zu den Schriften des NT.

16 *J. P. Harland, The Peloponnesos in the Bronze age (E. Kalinka). — *K. Wulzinger, C. Watzinger, Damaskus (P. Thomsen).

17 *M. Rostovtzeff, Iranians and Greeks in South Russia (E. Ziebarth). — O. Reuther, R. Koldewey und sein Werk.

18 *Festschrift für J. Wackernagel (E. Hermann). — *W. A. Oldfather, Locris and early Greek civilization (Kalinka). — *E. Hennecke, Neutestamentliche Apokryphen (Thomsen).

19/20 *H. Raschke, Die Werkstatt des Markusevangelisten (W. Nestle). — *W. Nestle, Geschichte der griechischen Literatur II (Geffken).

Preussische Jahrbücher 200 1925:

1 (April) 54—73 A. Stein, Parteikämpfe im hellenisti. schen Alexandrien (Neues aus vergilbten Papyrusblättern).

Revue Archéologique V^e Série XX 1924:

310—15 E. Espérandieu, Les briques préromaines de Sextantio. — 316—25 J. Carcopino, Sur l'extension de la domination romaine dans le Sahara de Numidie. — 341 La religion minoenne (S. R.). — *E. Cuq, Les lois hittites. — *O. Weber, Assyrische Kunst. — *Sardis, VI. Lydian Inscriptions. — *O. Montelius, La Grèce préclassique. — *E. Faure, L'art antique (S. R.). — *F. Gilles de la Tourette, L'Orient et les peintres de Venise. — *Th. Zielinski, La Sibylle, Trois essais sur la religion antique et le christianisme (S. R.). — 376—421 R. Cagnat, M. Besnier, Revue des publications épigraphiques relatives à l'antiquité romaine.

Sitzungsberichte der Preussischen Akademie der Wissenschaften 1925:

V—VII U. v. Wilamowitz-Moellendorf, Die griechische Heldensage 1.

Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes XXXI 1924:

4 310—12 A. Wiedemann, Die Mithrasdenkmäler von Memphis (über ein neues Stück in W.s Besitz).

Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft 40 1925:

1 *K. Haushofer, Japan und die Japaner. — *H. Jacobi, Die Entwickelung der Gottesidee bei den Indern ... (Witte).

2 C. Clemen, Die Zeit Zarathuštrōs. — *H. v. Glasenapp, Madhvas Philosophie des Vishnuglaubens (Witte).

3 *J. Hertel, Mundaka-Upanisad (R. O. Franke).
4 *H. und M. Driesch, Fern-Ost (Witte).
5 „Die größte und beste Stadt der Welt" (über Hangchowfu von Witte). — *W. Geiger, Samyutta-Nikāya (H. Haas).
6 C. Clemen, Altes Testament und Mysterienreligionen (über *Kittel, Die hellenistische Mysterienreligion und das A. T.). — *E. Norden, Die Geburt des Kindes (Witte). — *F. E. A. Krause, Ju-Tao-Fo (Witte).

Zur Besprechung eingelaufen.

(* schon zur Besprechung vergeben.)

Erfolgt auf die Einforderung von Rezensionsexemplaren innerhalb 14 Tagen keine Antwort an den einfordernden Herrn Mitarbeiter, so gilt das als Absage.

*'Aly Ben 'Abderrahman Ben Hodeïl El Andalusy: La Parure des cavaliers et l'insigne des Preux. Traduction française. Précédée d'une étude sur les sources des Hippiatres Arabes.
Ammann, H.: Die menschliche Rede. Sprachphilosophische Untersuchungen. I. Teil.
*Ancient Egypt. Sources of Information in the New York Public Library. Comp. by Ida A. Pratt.
*André, P. J.: L'Islam noir. Contribution à l'étude des confréries religieuses islamiques en Afrique occidentale, suivie d'une étude sur l'islam au Dahomey.
Bell, Sir Ch.: Tibet einst und jetzt.
Beyer, H. W.: Der syrische Kirchenbau.
*Binyon, L. u. J. J. O'Brien Sexton: Japanese colour prints.
*Blochet, E.: Catalogue des Manuscrits Arabes des nouvelles acquisitions (1884—1924).
*Bludau, A.: Die ersten Gegner der Johannesschriften.
*Böhl, F. M. Th.: Het Tijdperk der Aartsvaders. Rede, geh. bij de Overdracht van het Rectoraat der Rijks-Universität te Groningen.
*Burckhardt, G.: Ursprünge menschlicher Weltanschauung in altorientalischer Weltschöpfungs- u. Schicksalsdichtung. Eine Rede.
*Capovilla, G.: Menandro.
*Castagné, J.: Les Basmatchis. Le mouvement national des Indigènes d'Asie Centrale depuis la Revolution d'Octobre 1917 jusqu'en Octobre 1924.
Cheikho, Le P.: Les Poètes Arabes Chrétiens après l'Islam. 2.d fasc. Période Omayyade.
Christensen, A.: Le Règne du roi Kawādh I et le Communisme Mazdakite.
*Consten, H.: Mysterien im Lande der Götter u. lebenden Buddhas.
*Davies, N. de Garis: The Tomb of two Sculptors at Thebes.
*Documents d'Art Chinois de la collection Osvald Sirén.
*Dornseiff, F.: Das Alphabet in Mystik und Magie. 2. Aufl.
*Driver, G. R., u. L. Hodgson: Nestorius, the Bazaar of Heracleides. Newly transl. from the Syriac and ed. with an Introd., Notes and Appendices.
Dumézil, G.: Le Crime des Lemniennes. Rites et Légendes du Monde Égéen.
— Le Festin d'Immortalité, Étude de Mythologie comparée indo-européenne.
Eichrodt, W.: Ist die alt-israelitische Nationalreligion Offenbarungsreligion? Ein Vortrag.
Eisler, R.: Vorträge 1922—1923 II. Teil. Orphisch-Dionysische Mysterien-Gedanken in der christl. Antike.
*Enquête sur les corporations musulmanes d'artisans et de commerçants au Maroc. D'après les réponses à la circulaire résidentielle du 15. novembre 1923.
Feist, S.: Stammeskunde der Juden. Die jüdischen Stämme der Erde in alter und neuer Zeit. Historisch-anthropologische Skizzen.
*Foster, Sir W.: The English Factories in India 1665—1667.
Franke, O.: Der Ursprung der chines. Geschichtschreibung.
Giese, F.: Die altosmanischen anonymen Chroniken in Text u. Übers. hrsg. Teil II: Übersetzung.
*Godard, A., et S. Flury: Le Décor Épigraphique des Monuments de Ghazna. (Extrait de la Revue Syria, 1925).
*Harder, E.: Arabisch-Deutsches Taschenwörterbuch, Methode Gaspey-Otto-Sauer.
*Hesse, F.: Die Mossulfrage.
Holub, E.: Elf Jahre unter den Schwarzen Südafrikas.
*Horowitz, Z., u. P. Horowitz: English-Yiddish and Yiddish-English Dictionary.
Jespersen, O.: Die Sprache, ihre Natur, Entwicklung und Entstehung. Vom Verf. durchges. Übers. aus dem Engl. v. R. Hittmair u. K. Waibel.
Jevrejski Almanah za Godinu 5686. 1925—1926.
Kretschmer, P.: Die indogermanische Sprachwissenschaft. Eine Einführung für die Schule.
Kundsin, K.: Topologische Überlieferungsstoffe im Johannes-Evangelium. Eine Untersuchung.
*Lammens, H.: Le Calife Walīd et le Prétendu Partage de la Mosquée des Omayyades à Damas.
*Landauer, G.: Palästina. 300 Bilder. Einl. v. Sven Hedin. Mit ausführl. beschreibendem Text.
*Landersdorfer, S.: Die Kultur der Babylonier und Assyrer.
*Lens, A. R. de: Pratiques des Harems Marocains. Sorcellerie, Médecine, Beauté.
*Leroy, O.: Essai d'Introduction critique à l'Étude de L'Économie Primitive. Les Théories de K. Buecher et L'Ethnologie Moderne.
*Lüttichau, Graf von: Wiederaufbau am Goldenen Horn.
*Meillet, A.: Trois Conférences sur les Gâthâ de l'Avesta.
*Meyer, Eduard: Die Volksstämme Kleinasiens, das erste Auftreten der Indogermanen in der Geschichte und die Probleme ihrer Ausbreitung.
*Meyer, Ernst: Untersuchungen zur Chronologie der ersten Ptolemäer auf Grund der Papyri.
Michaelis, W.: Die Gefangenschaft des Paulus in Ephesus und das Itinerar des Thimotheus. Untersuchungen zur Chronologie des Paulus und der Paulusbriefe.
Moukhtar Pacha, Général M.: La Turquie, l'Allemagne et l'Europe depuis le Traité de Berlin jusqu'à la Guerre Mondiale.
*Die Pessach-Haggadah des Gerschom Kohen. 5287/1527.
Philipon, Ed.: Les Peuples Primitifs de l'Europe Méridionale. Recherches d'Histoire et de Linguistique.
Roeder, G.: Ägyptisch. Prakt. Einführ. in die Hieroglyphen u. die ägypt. Sprache mit Lesestücken u. Wörterbuch. 2., verb. u. verm. Aufl.
*Rodriguez, R. P. S.: Gramatica Hebrea. Versificacion Hebrea. Gramatica de Arameo Biblico. Antologia. Vocabulario Hebreo.
*Ronaldshay, Earl of: Indien aus der Vogelschau.
Ross, C.: Heute in Indien.
Rühle, O.: Sonne und Mond im primitiven Mythus.
Salhani, Le P. A.: Dîwân Al-Aḫṭal. Texte arabe. Publié pour la première fois d'après le manuscrit de St. Pétersbourg.
*Salmony, A.: Sculpture in Siam.
*Seidenstücker, K.: Pāli-Glossar.
Tafrali, O.: Le Trésor Byzantin et Roumain du Monastère de Poutna. I. Texte. II. Atlas.
*Wessels, C.: Early Jesuit Travellers in Central Asia. 1603—1721.
Williams, Ch. A.: Oriental Affinities of the Legend of the Hairy Anchorite. The theme of the Hairy Solitar yin its early forms with reference to „Die Lügend von Sanct Johanne Chrysostomo" and to other European Variants. Part I: Pre-Christian.

Mit einer Beilage des Verlags Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen.

Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig, Blumengasse 2. — Druck von Max Schmersow, Kirchhain N.-L.
Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Walter Wreszinski (Zuschriften an den Verlag erbeten).

Soeben erscheint

Totenglauben und Jenseitsvorstellungen der alten Ägypter

Grundlagen und Entwicklung bis zum Ende des Mittleren Reiches

von

HERMANN KEES

Professor an der Universität Göttingen

Der Verfasser hat versucht, zum erstenmal das gesamte bisher bekannte Material an religiösen Texten bis ans Ende des Mittleren Reiches auszuschöpfen und an der Hand reichlich gegebener, durchweg eigener Übersetzungen solcher die Entwicklung des ägyptischen Totenglaubens von den Ursprüngen an bis zu der Zeit, wo die wesentlichen Grundlagen der Jenseitsvorstellungen feststehen, darzustellen. Damit sollen jedem Gebildeten die für die Religionsgeschichte so interessanten und merkwürdigen Anschauungen des Ägypters über den Tod, die Auferstehung des Körpers, das Weiterleben im Jenseits, über die Gründe zur Ausbildung des ausgeprägtesten Totenkultes der Welt übermittelt werden, die bisher mangels zusammenhängender Übersetzungen der schwierigen Quellentexte, Pyramidentexte, Sargtexte, Totenbuch und die sog. Jenseitsführer, selbst vom Fachmann schwer zu übersehen waren.

Die Einflüsse des hochstrebenden solaren Jenseitsglaubens der Königszeit des Alten Reiches, das Eindringen des Osiriskreises und seine Mysterien, das Wesen dieses seltsamen Totengottes werden ebenso ausführlich geschildert, wie die Einwirkungen des Zusammenbruches des Alten Reiches, die damit eintretende Demokratisierung des alten Königsglaubens oder die spätere bittere Skepsis einer enttäuschten Zeit, die die Erfahrungen der Weltweisheit philosophisch der Theologie entgegenhält. Keine andere Religion bietet uns wohl ein so fesselndes Bild des Ringens zwischen dem Lebenswillen des Menschen und den unfaßbaren Kräften des Todes.

Mit 4 Abbildungen auf Tafeln. XI, 459 Seiten. 8°. etwa M. 16.50; geb. etwa M. 18 —.

VERLAG DER J. C. HINRICHS'schen BUCHHANDLUNG / LEIPZIG

Quellen der Religionsgeschichte

herausgegeben im Auftrage der Religionsgeschichtlichen Kommission bei der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen.

Soeben erschien

in Gruppe 4: Gnostizismus einschl. mandäische Religion.
In der Reihenfolge des Erscheinens der Quellen der Religionsgeschichte 13. Band:

Ginzā

Der Schatz oder Das Große Buch der Mandäer

Übersetzt und erklärt von

MARK LIDZBARSKI

XVIII, 619 Seiten. 4°. 1925. M. 36 —; geb. M. 39.60.

In den letzten Jahren drang die Erkenntnis durch, daß die mandäische Literatur Berührungen mit dem ältesten christlichen Schrifttum aufweist und viel zu dessen Erklärung bietet. Mit dem vorliegenden Bande liegen nun alle mandäischen Schriften in Übersetzung vor, die allgemeineres Interesse verdienen. Die gelehrten Anmerkungen sind bei Lidzbarski auf das unbedingt notwendige Maß beschränkt und stören nicht bei der Lektüre des Textes.

Ein ausführlicher Plan wird auf Wunsch gesandt.

Gemeinsamer Verlag von:

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung in Leipzig. — **Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen.**

Soeben erschien:

Helmuth von Glasenapp

Der Jainismus

Eine indische Erlösungsreligion

Nach den Quellen dargestellt mit 3 farbigen und 28 schwarzen Tafeln
505 Seiten Format 20,5 : 27,5 cm. Gewicht 1400 g

Die erste umfassende Darstellung des Jainismus, die der bekannte Sanskritforscher der Berliner Universität, Prof. Hellmuth von Glasenapp, als 1. Band der von ihm herausgegebenen Serie „Kultur und Weltanschauung", geschrieben, ist dazu berufen, eine seit langem von allen Kennern schmerzlich gefühlte Lücke in der Indien-Literatur auszufüllen.

Denn trotz seiner Bedeutung in Geschichte und Gegenwart hat der Jainismus im Gegensatz zu den beiden anderen Religionen der Inder, dem Hinduismus und Buddhismus, im Abendlande noch nicht die ihm gebührende Beachtung gefunden.

Ein monumentales Werk, das die gesamten Ergebnisse der bisherigen Jainaforschung unter einheitlichen Gesichtspunkten zusammenfaßt.

Dem Religions- und Kulturforscher, dem Soziologen wie dem Kunsthistoriker, kurz jedem, der sich mit der Geschichte des indischen Geisteslebens beschäftigt, ist es ein unentbehrliches Handbuch.

Das Buch ist vom Verlag aufs Sorgfältigste mit 3 farbigen und 28 schwarzen Tafeln ausgestattet, welche in der Mehrzahl hervorragende Kunstdenkmäler des Jainismus zur Darstellung bringen.

Ein monumentaler Band. In Ganzleinen M. 30.— Broschiert M. 25.—

Ein illustr. Prospekt in deutscher und englischer Sprache steht ernsthaften Interessenten zur Verfügung.

Alf Häger Verlag, Berlin SW 68, Charlottenstr. 73

OTTO HARRASSOWITZ
VERLAG — LEIPZIG

In Kürze erscheint:

Altchristliche Kirchengeschichte

nach orientalischen Quellen

von

FELIX HAASE

ord. Professor an der Universität Breslau

420 Seiten. 8°. . . Preis M. 18.—

in Ganzleinen gebunden . M. 20.—

Die bisherigen Darstellungen der alten Kirche benutzten fast nur griechische und lateinische Quellen. Zum ersten Male macht Haase den Versuch, die syrischen, armenischen, koptischen, arabischen und äthiopischen Quellen zu verwerten. Hieraus ergeben sich ganz neue Gesichtspunkte für den Verlauf der Geschichte der alten Kirche, der sich in der Gedankenwelt der Orientalen wesentlich anders darstellt, als nach den abendländischen Quellen. Es wird gezeigt, wie die orientalischen Kirchen sich mehr und mehr zu Sonderkirchen entwickelten, die ihren Zusammenhang mit der allgemeinen Kirche und Kultur verloren. Wir lernen den Volksgeist kennen, der in den orientalischen Nationalkirchen zum Ausdruck kommt, und verstehen, wie diese sich gegenseitig bekämpfenden Sektenkirchen dem Islam gegenüber völlig hilf- und kraftlos waren.

Soeben erschien

Der Erzählungsstil der Evangelien

im Lichte des rabbinischen Erzählungsstils untersucht, zugleich ein Beitrag zum Streit um die „Christusmythe"

von

Lic. theol. **Paul Fiebig**

Privatdozent an der Universität Leipzig

Luthers Erkenntnis: „Ohne die hebräische Sprache kann man die Schrift nimmermehr recht verstehen; auch das Neue Testament ist voll von ebräischer Art zu reden" wird hier an der Hand zahlreicher rabbinischer Texte im einzelnen nachgewiesen. Das Buch ist sowohl für die Klärung der „Formgeschichte" der Evangelien, als auch für weiteste Kreise wichtig und so eingerichtet, daß es jedem Gebildeten zugänglich ist. Sämtliche Texte sind ins Deutsche übersetzt und gleichzeitig im Original dargeboten. Auch für den „Streit um die Christusmythe" sind hier grundlegende Erkenntnisse gewonnen.

Untersuchungen zum Neuen Testament hrsg. von H. Windisch, Heft 11.

XII, 162 Seiten. gr. 8°. Rm. 8.40; geb. 10.50.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig

Buchdruckerei für fremde Sprachen Max Schmersow, Kirchhain N.-L.